

Feature

Die guten Geister der Meiji-Deutschen Das häusliche Personal als Rückgrat des Japan-Aufenthaltes

Rolf-Harald Wippich

*Sowohl für das heimische, wie für ein reiches geselliges Leben ist die Dienerschaft von großer Bedeutung. Sie spielt im ganzen Orient eine viel wichtigere Rolle, als bei uns.*¹

Vorbemerkung

Diener teilen und gestalten gemeinsam mit ihren Dienstherrn den häuslichen Raum. Ihre ständige Anwesenheit, d. h. ihre permanente Verfügbarkeit, signalisiert einerseits Vertrautheit, andererseits aber auch Abhängigkeit, da sie für die Bedürfnisse ihrer Arbeitgeber sorgen und diesen einen Rundum-Sorglos-Service zukommen lassen. Diener und Herren bilden eine Art „verschworene“ Hausgemeinschaft, die allerdings nicht auf Gleichberechtigung beruht, sondern auf einem Verhältnis der Über- und Unterordnung, das durch Anordnungen und Gehorsam gekennzeichnet ist. Die Allgegenwärtigkeit wie Unverzichtbarkeit der Diener gerade in Übersee setzt sie in die Lage, potentiell die Narrative der Dienstherrn zu kontrollieren und zumindest indirekt den Tagesablauf (mit) zu bestimmen. Schätzungen zufolge lebten um 1900 in Yokohama 2500 Ausländer, für die etwa 6000 Diener tätig waren.²

Diese Zahlen allein verdeutlichen die quantitative Dimension des Themas. Die Zahlen für Tokyo dürften ähnlich gelagert sein. Dem sozialen Mikrokosmos, bestehend aus den ausländischen Residenten in Meiji-Japan und ihrem einheimischen Hauspersonal, wurde von der Forschung bislang kaum Beachtung geschenkt. Die folgenden Ausführungen stellen den Versuch einer historischen Bestandsaufnahme dieses nicht ganz unwichtigen Nebenschauplatzes im japanisch-westlichen Kulturkontakt dar und wollen aufzeigen, welches Forschungspotenzial dieses Thema birgt.

-
- 1 Otto Schmiedel, *Die Deutschen in Japan*, Leipzig 1920, S. 67 (weiterhin: Schmiedel, *Japan*).
 - 2 James E. Hoare, *Japan's Treaty Ports and Foreign Settlements: The Uninvited Guests 1858-1899*, Folkstone, Kent 1994, S. 35 (weiterhin: Hoare, *Treaty Ports*).



Abb. 1: Die japanischen Mitarbeiter an der deutschen Gesandtschaft Tokyo (1881)

Die einheimische Dienerschaft war unverzichtbarer Bestandteil des täglichen Lebens in Ostasien. Sie war eine Art Familienersatz, eine neue Hausgemeinschaft der Über- und Unterordnung, die in den Routineverrichtungen den Rhythmus des Tagesablaufs widerspiegelte und dem Tag dadurch Struktur verlieh. Die Diener fungierten als unerlässliche Bindeglieder zwischen Ausländern und der einheimischen Bevölkerung zur Überbrückung kultureller, sozialer und linguistischer Barrieren und sorgten für die reibungslose Erledigung der täglichen Bedürfnisse, die die westlichen Ausländer nicht selbständig tätigten. Deren häusliches Leben in Ostasien, in China wie in Japan, spielte sich vor dem Hintergrund der Exterritorialität ab, die ein Produkt der ungleichen Verträge zwischen den ostasiatischen Reichen und den westlichen Staaten war und den westlichen Residenten einige Privilegien einräumte.³ Am bekanntesten war die Konsulargerichtsbarkeit, die alle Ausländer einheimischer Rechtsprechung entzog und sie dem Richterspruch des für sie zuständigen Konsuls in den geöffneten Häfen unterstellte.⁴

3 Irene Hardach-Pinke, Die Meiji-Deutschen: Historische und soziale Bedingungen der Anfänge deutsch-japanischer Kulturkontakte in Japan, in: *Saeculum* 38 (1987), S. 76-98, hier: S. 87, weiterhin: Hardach-Pinke, *Meiji-Deutsche*. Zu den ungleichen Verträgen siehe den entsprechenden Artikel im *Lexikon zur Überseegeschichte*, hrsg. v. Hermann Hiery, Stuttgart 2015, S. 823f. sowie Harald Kleinschmidt, *Das europäische Völkerrecht und die ungleichen Verträge um die Mitte des 19. Jahrhunderts*, München 2007 (=OAG-Taschenbuch 87); Jan-Hendrik Conrad, *Zur Geschichte der ungleichen Verträge im neueren Völkerrecht*, Marburg 1999.

4 Zur Konsulargerichtsbarkeit siehe den Artikel im *Lexikon zur Überseegeschichte*, S. 453.

Die Europäer, die in den unterschiedlichsten Funktionen in Meiji-Japan (1868-1912) lebten und arbeiteten, konzentrierten sich auf vertraglich zugesicherte Niederlassungen, die in der Kantō-Region in der Hafenstadt Yokohama sowie in der Hauptstadt Tokyo lagen. Während Yokohama mit den Kaufleuten und dem Konsulatspersonal den wirtschaftlich aktiven Teil der Ausländer umfasste, war der Tokyoter Stadtteil Tsukiji als Residenzbezirk der ausländischen Berater und Hilfskräfte vorgesehen. Durch diese quasi-Ghettoisierung waren die Ausländer insgesamt leichter durch die japanische Regierung zu kontrollieren und zu überwachen.⁵ Allerdings wurde das Niederlassungsgebot von der japanischen Regierung recht locker gehandhabt, so dass – je nach Profession – einige der ausländischen Regierungsexperten durchaus außerhalb von Tsukiji wohnen konnten.⁶



Abb. 2: Deutsches Konsulat in Tsukiji mit japanischem und chinesischem Dienstpersonal (1877)

5 Edward Seidensticker, *Low City, High City*, Tokyo – New York 1983, S. 36-42.

6 Hardach-Pinke, *Meiji-Deutsche*, S. 87.

Das Leben in Meiji-Japan war für Ausländer alles andere als billig.⁷ Zwar fielen die Kosten für den täglichen Bedarf geringer aus – vorausgesetzt, man war gewillt, sich auf japanisches Essen umzustellen –, doch kaum jemand wollte auf den gewohnten kulinarischen Standard verzichten und musste daher für teures Geld Konserven und diverse Spezialitäten importieren. Die Mehrkosten wurden durch die üppige Entlohnung vor allem der offiziell angestellten Fachleute und Gelehrten (*oyatoi gaikokujin*) mehr als aufgewogen,⁸ die den Fremden in Übersee einen quasi kolonialen Lebensstil erlaubte, der ungebundener war als in der Heimat und von vielen gesellschaftlichen Zwängen befreite. Dieser wuch repräsentativ zwar auffallend vom bürgerlichen Leben in Deutschland ab, war allerdings auch mit einigen Entbehrungen verbunden, in denen sich eine regelrechte und oft beklagte Monotonie offenbarte.⁹ Da Kultur im westlich-bürgerlichen Sinn kaum stattfand, war das Interesse der ausländischen Residenten weitgehend beansprucht vom Warten auf den Postdampfer, von der Behaglichkeit des eigenen Heimes sowie von der Aussicht auf bevorstehende gesellschaftliche Anlässe. Man bewegte sich in relativ homogenen sozialen Gruppen, in Freundes- und Bekanntenkreisen, grenzte sich voneinander ab und gab sich mit überschaubaren Zielen zufrieden, die eine niedrige Rivalitätsschwelle bargen.¹⁰ Und da es kein Wirtshausleben im deutschen Sinne gab, so verbrachte der Meiji-Resident *durchschnittlich wenigstens einen Abend in der Woche im Kreise deutscher Gemütlichkeit*.¹¹

Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Fügsamkeit und hingebungsvolle Treue, gepaart mit Sauberkeit,¹² waren im Allgemeinen die hervorstechendsten Eigenschaften, die auf dem Arbeitsmarkt für japanisches Hauspersonal gefragt waren und die die westliche Herrschaft ihren „guten Geistern“ zuerkannte. Japanische Diener rührten prinzipiell, wie ihnen bescheinigt wurde, weder europäische Speisen oder Getränke noch herumliegendes Geld an und galten damit als Muster an Vertrauenswürdigkeit und Rechtschaffenheit. Dass die Diener nach einer beendeten Gesellschaft die Bierreste zur weiteren Verwendung einfach zusammenschütteten, war nur eine amüsante Facette der gerühmten Sparsamkeit japanischer Domestiken.¹³ Dabei darf nicht verges-

7 Hoare, *Treaty Ports*, S. 31f.

8 Ebd., S. 33-35.

9 Laut Ernst Delbrück bestand die Monotonie des Alltags in *Schule, Reiten, Arbeiten*; Anna Bartels-Ishikawa, Hansgerd Delbrück und Itō Yūshi (Hrsg.), *Die schönste Zeit meines Lebens. Ernst und Felix Delbrücks Briefe aus Japan 1887 bis 1889*, Dunedin/NSL 2014, S. 371 (weiterhin: *Delbrück-Briefe*). Zu den Abwechslungen der Ausländer in Yokohama siehe etwa Hoare, *Treaty Ports*, S. 40-49.

10 Eliza R. Scidmore, *Jinriksha Days in Japan*, London – New York, 1891, S. 25f.

11 Carl Munzinger, *Die Japaner. Wanderungen durch das geistige, sociale und religiöse Leben des japanischen Volkes*, Berlin 1898, S. 19.

12 Max von Brandt, *Dreiunddreißig Jahre in Ost-Asien*, 3 Bde., Leipzig 1901, 2. Bd., S. 350 (weiterhin: *Ost-Asien*).

13 Schmiedel, *Japan*, S. 67. Seit den 1970er Jahren hat die Untersuchung von häuslicher Tätigkeit im kolonialen Kontext die Forschung von Kolonialismus und Arbeitsbeziehungen immer stärker bestimmt. Gerade in der jüngsten Zeit sind einige wegweisende Arbeiten zum Thema erschienen, die den Rahmen und die Methoden abstecken und denen auch die folgende Arbeit viel verdankt. Dagegen ist das Thema „Hausarbeit in Meiji-Japan“, speziell

sen werden, dass bei aller oder trotz der Andersartigkeit der Lebensführung und dem exotischen Luxus, den man temporär in Japan genoss,¹⁴ das Deutschtum und die Heimatverbundenheit durchaus intensiv gepflegt wurden.

Deutscher bleibt Deutscher in Japan, konstatierte der Historiker Adolf Freitag in späteren Jahren, *und die ganz wenigen, die aus erster Begeisterung und Unkenntnis über die fundamentalen Denk- und Gefühlsunterschiede zwischen Ost und West mit ehrlichem Willen im japanischen Leben aufzugehen trachteten, wurden bald eines Besseren belehrt.*¹⁵

Die Hoch- wie Überschätzung der eigenen Bedeutung als Teil der nationalen Weltgeltung des Deutschen Reiches durchzog die Mentalität der Meiji-Deutschen wie ein roter Faden.

Einheimische Diener waren die unabdingbare Voraussetzung für die Führung eines Haushalts in Meiji-Japan. Dienstboten galten als *Garant der bürgerlichen Lebenshaltung*¹⁶, die auch in Übersee mit allen Mitteln aufrechterhalten wurde. Als Maßstab und Ausweis gab die herrschaftliche Lebensführung der standesgemäßen bürgerlichen Existenz bis zum Ersten Weltkrieg die Richtung vor, d.h. die Möglichkeit zu besitzen, niedere Dienstleistungen delegieren zu können.¹⁷ So unverzichtbar die japanische Dienerschaft auch für den semi-kolonialen Lebensstil war, so galt doch die eiserne Regel im Umgang mit ihr: *Der Europäer denkt und der Japaner lenkt.*¹⁸ Japaner galten wegen ihrer viel gepriesenen *natürliche(n) Höflichkeit* als wie geschaffen für die subalterne Domestikenrolle. Schon einer der Pioniere der deutsch-japanischen Beziehungen, der Diplomat Max von Brandt,¹⁹ hatte festgestellt, dass man in Japan *der liebenswürdigsten, herzwinnendsten Freundlichkeit sicher sein konnte*. Insofern schien es fast

für ausländische Haushalte, so gut wie unbearbeitet. Die vorliegende Untersuchung bietet einen ersten Forschungsansatz, der weitere Studien zu dem Spezialgebiet anregen mag. Antoinette Fauve-Chamoux (Hrsg.), *Domestic Service and the Formation of European Identity. Understanding the Globalization of Domestic Work, 16th – 21st Centuries*, Bern 2004; Victoria Haskins/Claire Lowrie (Hrsg.), *Colonization and Domestic Service. Historical and Contemporary Perspectives*, New York 2015; Dirk Hoerder, Elise van Nederveen Meerkerk and Silke Neunsinger, *Towards a Global History of Domestic and Caregiving Workers*, Leiden 2015 (= *Studies in Global Social History*, Vol. 18) (weiterhin als: Hoerder et al., *Global History*); Claire Lowrie, *Masters and Servants. Cultures of empire in the tropics*, Manchester 2016; Julia T. Martinez, Claire Lowrie, Frances Steel and Victoria Haskins, *Colonialism and Male Domestic Service Across the Asia Pacific*, London 2019 (weiterhin als: Martinez et al., *Colonialism*).

14 Zu berücksichtigen war natürlich, wie es Ernst Delbrück ausdrückte, dass *jeder Europäer seine Ansprüche in die Höhe (schraubt)*, wenn er nach Ostasien kommt; *Delbrück-Briefe*, S. 212.

15 Adolf Freitag, *Die Japaner im Urteil der Meiji-Deutschen*, Tokyo 1939, S. 7 (MOAG XXXI, Teil C).

16 Rolf Engelsing, *Das häusliche Personal in der Epoche der Industrialisierung*, in: Ders., *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, Göttingen 1978, S. 225-261, hier: S. 240.

17 Ebd.

18 Ishii Shirō, Ernst Lokowandt, Yūkichi Sakai (Hrsg.), Albert und Lina Mosse. *Fast wie mein eigen Vaterland. Briefe aus Japan 1886-1889*, München 1995, S. 366 (weiterhin: *Mosse-Briefe*).

19 Max von Brandt (1835-1920), preußischer bzw. deutscher Vertreter in Japan 1861-1875.

folgerichtig, dass *die Japaner auch als Diener vortrefflich (waren).*²⁰ Ein glänzendes Zeugnis wurde dem japanischen Hauspersonal von angelsächsischer Seite ausgestellt:

*There is no servant problem, and house-keeping is a delight. Both Chinese and Japanese, though unfamiliar with western ways, can be trained to surpass the best European domestics. Service so swift, noiseless, and perfect is elsewhere unknown. Indeed, cooks as well as butlers are adjusted to so grand a scale of living that their employers are served with almost too much formality and elaboration.*²¹

Auch wenn die japanische Dienerschaft in vielen Fällen, wo sie in westlichen Quellen erwähnt wird, namenslos blieb, so sind uns doch ein paar Namen von Bediensteten bekannt. Einige davon finden sich auf den folgenden Seiten.



Abb. 3: Der schottische Bauingenieur Colin Alexander McVean mit Familie und japanischen Dienstboten (1872)

Obwohl Japan niemals kolonial unterworfen worden war, zeigten sich in der Begegnung zwischen „Weißen“ und „Gelben“ im japanischen Kontext charakteristische Verhaltensmuster, die den „klassischen“ kolonialen Strukturen sehr stark ähnelten. Die Haltung gegenüber dem japanischen Hauspersonal war generell geprägt durch paternalistische, bisweilen auch rassistische Konstruktionen, die in Japan durch den kulturellen Dünkel der Europäer gleichsam importiert wurden

und eine quasi-koloniale Atmosphäre schufen. Herr und Diener begegneten sich in einer von Claire Lowrie bezeichneten Kontaktzone (*contact zone*),²² wo einerseits die Technik der Machtausübung durch den Dienstherrn praktiziert und verfeinert wurde – bis hin zur Kontrolle der Affekte, andererseits der Austausch kultureller Informationen stattfand²³ und damit ein wesentlicher Effekt der Meiji-Modernisierung gegeben war. Domesticierung war ein Hauptaspekt in der ungleichen Beziehung zwischen Prinzipal und subalternem Diener. Damit wurden im „weißen“ Haushalt Ideologie und Praxis des

20 Brandt, *Ost-Asien*, II, S. 349f.

21 Scidmore, *Jinrikisha Days*, S. 24.

22 Lowrie, *Masters and Servants*, S. 2. Siehe dazu auch die Einführung von Martinez et al., *Colonialism*, S. 1-24.

23 Nach McBride waren Hausdiener mit entscheidend für die Verbreitung und Assimilation moderner Techniken und Umgangsformen; Theresa M. McBride, *The Domestic Revolution. The Modernisation of Household Service in England and France 1820-1920*, New York 1976, S. 10 u. 17. Vgl. auch den interessanten Aufsatz von Fae Dussert, 'Strictly Legal Means'. Assault, Abuse and the Limits of Acceptable Behavior in the Servant-Employer Relationship in Metropole and Colony 1850-1890, in: Haskins/Lowrie, *Colonization and Domestic Service*, S. 153-171.

Imperialismus sowie die „weiße“ Suprematie zementiert.²⁴

Im Gegensatz zum zeitgenössischen Trend in Europa, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit der Verbürgerlichung der Gesellschaft einen stetigen Rückgang des männlichen Anteils an der Dienerschaft verzeichnete, weitete sich in Japan wie in Asien insgesamt im gleichen Zeitraum der Anteil männlicher Hausangestellter – besonders in wichtigen Funktionen – aus.²⁵ Englischer Kolonialtradition entsprechend wurden die vorwiegend im Haus beschäftigten Diener auch in Japan durchweg als *Boys* bezeichnet und ihrem Rang gemäß hierarchisch eingestuft (*First Boy, Second Boy* etc.).²⁶ Im zeitgenössischen Urteil gehörte der *Boy* unverwechselbar zur asiatischen Szenerie: *The call of the East is the call of the Boy.*²⁷ Ihre Bezeichnung erfolgte nach dem Muster der tropischen kolonialen Kultur Asiens, wo die Bevorzugung männlichen Dienstpersonals einen charakteristischen Zug im Verhältnis von „weißen“ Europäern zu ihrem „Gastvolk“ darstellte. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass Japan als ein nicht im eigentlichen Sinne kolonialistisch unterworfenen Land gleichsam eine Mittelrolle zwischen Kolonie und Metropole einnahm. In Anlehnung an einen tropisch-kolonialen Lebensstil in der asiatisch-pazifischen Hemisphäre, wo chinesische *Houseboys* als das non plus ultra der Dienstbarkeit vorherrschten, spiegelte der Einsatz japanischer *Boys* ebenso den Einfluss rassistischer Stereotypen von Japanern als ideale Diener wider, die die vermeintlich loyalsten, zuverlässigsten und effizientesten Hausangestellten abgaben. Alle Europäer hingen von dem anspruchlosen Arbeitseinsatz der indigenen Kräfte ab, da nur sie das notwendige Wissen besaßen, sie das Leben in der Fremde meistern zu lassen und damit die Aufgaben, für die man nach Japan verpflichtet worden war, vertragskonform zu erfüllen.

Von diesen *Boys* wurden im Allgemeinen eine gewisse Bildung sowie angemessene zivile Umgangsformen erwartet,²⁸ die auf eine konfliktfreie Zusammenarbeit hoffen ließen. Viele frühere niedere Samurai, die nach der Meiji-Restauration von 1868 gezwungen waren, neue Möglichkeiten des Unterhalts zu finden, drängten verstärkt auf den Arbeitsmarkt für Hausbedienstete, wo das Angebot stets die Nachfrage überstieg.²⁹

24 E. van Nederveen Meerkerk, Introduction. Domestic Work in the Colonial Context: Race, Labor, and Power in the Household, in: Hoerder et al., *Global History*, S. 245-253, hier S. 246.

25 Engelsing, *Das häusliche Personal*, S. 232; Lowrie, *Masters and Servants*, S. 44.

26 Zum gesamten Komplex „Houseboy“ siehe insbes. die instruktiven Ausführungen von Lowrie, *Masters and Servants*, S. 42-70. Vgl. auch Martinez et al., *Creating the Houseboy*, in: *Colonialism*, S. 1-46. In der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG) in Tokyo wurden noch bis in die 1960er Jahre die japanischen Bediensteten des Vereinsrestaurants als *Boys* bezeichnet. Kurt Meissner berichtet davon, dass ausländische Firmen in Japan ihren „Office-Boy“ besaßen; *Sechzig Jahre in Japan. Lebenserinnerungen von Kurt und Hanni Meissner*, Hamburg 2007, S. 59f.

27 Zit. nach Lowrie, *Masters and Servants*, S. 58.

28 Dies ergibt sich aus dem Gegensatz zu den negativen Eigenschaften, die in der Meiji-Zeit den unteren Volksschichten zugeordnet wurden; siehe dazu die Ausführungen bei James L. Huffman, *Down and Out in Late Meiji Japan*, Honolulu 2018, S. 4-10.

29 Harold S. Williams, *The Foreign Settlements in Japan*, Rutland, Vt. – Tokyo, 3. Aufl. 1986, S. 114 (weiterhin: zit. als Williams, *Foreign Settlements*).

Sie waren besonders bei ausländischen Residenten aufgrund ihrer Erziehung in „leitender“ Funktion als Domestiken gefragt, wo sie ihre Tätigkeit mit Würde und Grazie verrichteten.³⁰ Von diesen *Boys* wurden grob unterschieden die sogenannten Kulis, die zumeist für schwere körperliche Arbeiten außerhalb des Hauses eingesetzt wurden und das Innere des Hauses eher nicht betreten durften.³¹

Die entscheidende Frage lautete natürlich: Woher und wie bekam man verlässliches Hauspersonal? Hier waren – gerade für Neuankömmlinge – vertrauenswürdige Empfehlungen von alteingesessenen Japankundigen (*Old Japan Hands*) sehr hilfreich, denn nur sie kannten die Kniffe und Feinheiten bei der Auswahl der Dienstboten.³² Einer ihrer wichtigsten Ratschläge lautete: Unbedingt einen verheirateten Diener als *first boy* einzustellen, denn dessen Frau war zumeist automatisch mitbeschäftigt – für wenig Geld oder gar ohne Entlohnung.³³ Für einen Junggesellenhaushalt galt neben einem Diener für die Erledigung alltäglicher Dinge ein inländischer Koch (*Cook-san*) als Minimum an Komfort, am vorteilhaftesten aber waren nach landläufiger Meinung drei bis vier Diener.³⁴

*To these sybarites, the ‚boy‘ with his rustling kimono, is more than a second self, and the soft-voiced amahs, or maids, are the delight of woman’s existence.*³⁵

Zentraler Bezugspunkt der japanischen Bediensteten war der Hausherr, wie aus dem greifbaren Quellenmaterial überdeutlich hervorgeht. Er blieb die erste Instanz für Einstellung wie Entlassung, für Entlohnung und Arbeitseinteilung sowie bevorzugter Ansprechpartner der Dienerschaft in allen Fragen der häuslichen Ordnung. Gegenüber der herausgehobenen Stellung des Hausherrn kam der Hausherrin nur eine marginalisierte, aber letztlich nicht unwichtige (Repräsentanz-)Rolle im Gesellschaftsleben zu.

Je nach Bedarf und Größe konnte ein Haushalt über eine größere Anzahl von japanischen Bediensteten verfügen. Dies war vor allem bei europäischen Familien mit Kin-

30 Davon berichtet etwa Scidmore, *Jinrikisha Days*, S. 24. Zum Hintergrund des Niederganges der Samurai siehe Wolfgang Schwentker, *Die Samurai*, München 2003 sowie Hidehiro Sonoda, The Decline of the Japanese Warrior Class, 1840-1880, in: *The Japanese Review* 1 (1990), S. 73-111.

31 Zu Kuli siehe den Artikel im *Lexikon zur Überseegegeschichte*, S. 467. *Kuli* war der in ganz Asien von „Weißen“ benutzte Begriff für die *Lastträger, Eilboten und die Beförderer der sonderbaren, aber bei uns bereits wohlbekanntem ‚Jinrikishas‘ oder von Menschen gezogenen Wägelchen*; David Brauns, *Japanische Skizzen* (4 Teile): I. Die japanischen Frauen, in: *Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart* (Monatsschrift) 44, 1 (1883), S. 123-133; II. Das Volksleben der Hauptstadt Tokio, in: ebd., S. 429-446; III. Das Reisen in Japan, in: ebd., S. 760-773; IV. Aus Japans Urzeit, in: ebd. 44,2 (1883), S. 297-311, hier 44, 1 (1883), S. 431 (weiterhin: Brauns, *Skizzen*).

32 In diesem Zusammenhang ist auf das aufschlussreiche Kontaktgespräch mit einem Dienerkandidaten zu verweisen, das die Weltreisende Isabella Bird auf Englisch überliefert hat; *Unbeaten Tracks in Japan*, London, 2. Aufl. 1911, S. 16-18.

33 Vgl. *Mosse-Briefe*, S.108.

34 Douglas Sladen, *The Japs at Home*, London 1895, S. 267.

35 Scidmore, *Jinrikisha Days*, S. 23.

dern der Fall. Die Diener waren im Allgemeinen zwischen 15 und 50 Jahren alt.³⁶ Neben dem obligatorischen männlichen Bediensteten, der die Rolle des Kammer- und Hausdieners (*majordomus*) ausfüllte (*No. 1 Boy*), und dem Koch konnten an Personal hinzutreten: ein Pferdeknecht (*bettō*), bei Familien mit kleinen Kindern das unumgängliche Kindermädchen (*amah*),³⁷ verschiedene Dienstmägde, Kulis für Besorgungen außer Haus, als Lastenträger und als Bedienung der zuweilen als *Menschendroschke*³⁸ apostrophierte *Jinrikisha* (*Kurumaya*) sowie vor allem bei konsularischen und diplomatischen Vertretungen Pförtner, Gärtner und Dolmetscher. Vielfach wurden die Ehefrauen von Bediensteten wie deren Kinder unentgeltlich zu den dienstbaren Geistern gerechnet und nicht eigens entlohnt. Aufgabe des *bettō* war es neben der Pferdepflege, dem westlichen Reiter voraus zu laufen und die Wegstrecke frei zu machen.³⁹ Bei Nacht mussten die Diener ihrer Herrschaft mit Lampions den Weg leuchten.⁴⁰

Der *Cook-san* rangierte in der Skala der Hausangestellten ganz oben. Er war nicht selten zugleich *Factotum* und *Haushofmeister*⁴¹ und befand über die Einstellung neuer Bediensteter. *Er kommandierte das Ganze, wie der ‚Buttler‘ (!) in England.*⁴²

Jeder Fremde verfügte über seinen eigenen Koch, der – so die Vorstellung – nach einer gewissen Einarbeitungszeit die vertrauten Speisen der heimischen Küche zubereiten sollte, da japanisches Essen angeblich keinem Europäer schmeckte.⁴³

Die Erwartungen an den japanischen Koch zerbrachen allerdings an der Realität des Alltages, die eine originalgetreue Zubereitung des Gewünschten oftmals nicht zuließ.

Im Hause des Missionars Otto Schmiedel⁴⁴ führte der frühere Samurai Saburō zusammen mit seiner Frau Ume als Küchenchef das Regime der dienstbaren Geister an.

36 Siehe den Artikel von William Inglis, *The Courteous Avenger*, in: *Captain Schinzingler and the Avenging Samurai*; <https://www.leslieh.com/category/featured> (Zugriff 20.3.2018).

37 Vgl. dazu die anregende Studie von Kenneth Gaw, *Superior Servants: The Legendary Cantonese Amahs of the Far East*, Singapore 1988.

38 *Delbrück-Briefe*, S. 195 et al. Die Benutzung eines Wagenziehers kostete vielen Ausländern anfänglich eine gehörige Portion Überwindung, hatten sie doch vehemente moralische Bedenken gegen diese Beförderungsmöglichkeit. *Es ist im Anfang wenig angenehm, als Mensch von einem anderen Menschen, gleichsam als Zugtier, sich ziehen zu lassen. Allmählich gewöhnt man sich daran, zumal, wenn man bedenkt, wie viele Zehntausende dadurch ihren Lebensunterhalt verdienen*; Schmiedel, *Japan*, S. 55. Vgl. Munzinger, *Japaner*, S. 18. Näheres zu den Rikschakulis findet sich bei Huffman, *Down and Out*, S. 75-82.

39 Wie es in einer zeitgenössischen Erinnerung hieß: *Ein bettō muß in Tokyo den Reitern vorauslaufen, um den Leuten die Ankunft der Pferde vorher kundzuthun. Dieser Diener, wie der Kutscher, ruft und winkt fortwährend den Begegnenden zu*; Brauns, *Skizzen*, Teil 2, in: *Unsere Zeit* 44,1 (1883), S. 429-446, hier: S. 435f.

40 Matthias Koch und Sebastian Conrad (Hrsg.), Johannes Justus Rein. Briefe eines deutschen Geographen aus Japan 1873-1875, München 2006, S. 146 (weiterhin: *Rein-Briefe*).

41 *Delbrück-Briefe*, S. 318.

42 Schmiedel, *Japan*, S. 67.

43 Munzinger, *Japaner*, S. 17.

44 Otto Schmiedel (1858-1926), zweiter Missionar des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (erste Bezeichnung der Deutschen Ostasien-Mission, 1884–1929) AEPM in Japan 1887-1893.

Saburō hatte im japanischen Bürgerkrieg auf Seiten der antikaiserlichen Partei gekämpft, hatte durch die militärische Niederlage der Tokugawa-Truppen alles verloren und war seither gezwungen, sich im Berufsleben zu behaupten.⁴⁵ Nur der Koch war vertraut mit den aktuellen Marktpreisen und gebot über den täglich anfallenden Einkauf, den er aus dem *Wirtschaftsgeld*, das normalerweise die Ehefrau des Arbeitgebers betreute, bestritt.⁴⁶ Zuweilen legte der Koch aber auch die Ausgaben für den Lebensunterhalt aus und rechnete dann mit seinem Herrn minutiös ab.⁴⁷ Aus der exponierten Stellung des Kochs erwuchs vielfach Lob für dessen Verantwortung und flexible Umsicht:

*Such cooks do their own marketing, furnish without complaint elaborate menus three times a day, serve a dinner party every night, and out of their monthly pay, ranging from ten to twenty Mexican dollars, supply their own board and lodging.*⁴⁸

Entsprechend seiner Bedeutung im und für den Haushalt zählte der *Cook-san* zu den Spitzenverdienern der Dienerschaft. Sein Lohn belief sich auf bis zu 12 Yen monatlich, während seine Frau nur etwa die Hälfte bekam;⁴⁹ Kulis erhielten in der Regel 8 \$, Gärtner 7 \$.⁵⁰ Die anderen Angestellten erhielten je nach Funktion entsprechend weniger. Der Kuli von Wilfried Spinner⁵¹ erhielt (Stand 1885) 7 \$ monatlich, *dafür hat er die Jinrikisha zu ziehen, Wasser zu tragen und den Garten zu besorgen.*⁵² Dass ein Bediensteter zu mehreren Tätigkeiten herangezogen wurde, war offenbar nichts Ungewöhnliches; es ersparte die Einstellung weiterer Diener. Spinner setzte ebenfalls auf diese bewährte Methode, denn sein Kuli fungierte zugleich als Gärtner und Hausdiener.⁵³

45 Schmiedel, *Japan*, überliefert die kurze Lebensgeschichte von Saburo, ebd., S. 67f. Zu den dramatischen innenpolitischen Entwicklungen in Japan, die zum Sturz des Tokugawa-Shogunats und zur Etablierung der Kaiserherrschaft in der sog. Meiji-Restauration führten siehe Reinhard Zöllner, *Geschichte Japans: Von 1800 bis zur Gegenwart*, 2. Aufl., Paderborn 2009.

46 *Mosse-Briefe*, S. 365.

47 *Delbrück-Briefe*, S. 319. (*Der Koch legt alle Ausgaben aus, alle paar Tage ist Abrechnung, ein schwieriges und langweiliges Geschäft, denn jeder Dreier wird berechnet.*)

48 Seidmore, *Jinrikisha Days*, S. 23f.

49 Siehe Schmiedel, *Japan*, S. 67; *Mosse-Briefe*, S. 108 u. S. 144.

50 *Mosse-Briefe*, S. 144. J.J. Rein zahlte seinem Diener Mitte der 1870er Jahre 6 \$ monatlich; *Rein-Briefe*, S. 170. Die Schwierigkeit bei der Umrechnung des Kurswertes ergibt sich dadurch, dass der japanische Yen auf den Wert des Silbers bezogen wurde, die übrige Welt aber vom Goldstandard ausging. Insofern können die angebotenen Umrechnungen nur Näherungswerte bieten. Für die 1880er Jahre wurde für den Yen ein Goldwert von etwas über 3 Mark berechnet. Die Relation blieb in den nächsten Jahren mit kleinen Schwankungen in etwa gleich. Die 8 bzw. 7 \$ entsprachen demnach 8 bzw. 7 Yen = ca. 25 respektive 22 Mark. Zur Umrechnung siehe auch Heyo Hamer, *Mission und Politik*, Aachen 2002, S. 17, Anm. 41 (weiterhin: Hamer, *Mission*). Siehe dazu auch den Verdienst von ausgewählten japanischen Werkträgern um 1900 bei Huffman, *Down and Out*, S. 71.

51 Wilfried Spinner (1854-1918), erster Missionar des AEPM in Japan 1885-1891.

52 Hamer, *Mission*, S. 17f.

53 Ebd., S. 29. Vgl. zu verschiedenen Tätigkeiten japanischer Diener siehe auch Matthias Koch und Aya Puster (Hrsg.), Erwin Knipping. *In Japanischen Diensten. Zwei Jahrzehnte eines preußischen Meteorologen in der ersten Hälfte der Meiji-Zeit (1868-1912)*, Bad Berka 2014,

Die Entlohnung des Personals konnte je nach Vereinbarung monatlich, halbjährlich oder gar jährlich erfolgen. Eine englische Stimme führte zur Praxis der Entlohnung um die Jahrhundertwende Näheres aus:

*Domestic servants are paid monthly, half-yearly, or annually, as the case may be. A man-servant gets, on an average, 35 Yen (£ 3 10s.) per annum besides his board and clothing. A woman-servant gets 25 Yen, board and clothes; a young girl gets nothing but her food and clothing and occasional presents.*⁵⁴

Der Koch brachte häufig seine Frau bzw. Familie in die neue Arbeitsstätte mit, die dann im Haus aushalfen. Es kam gelegentlich vor, dass im Grunde die Frau des Kochs für das leibliche Wohl des Herrn sorgte. So geschehen etwa bei den Cousins Ernst und Felix Delbrück,⁵⁵ die als junge Juristen von 1887-1889 an der *Schule des Vereins für Deutsche Wissenschaften* in Tokyo unterrichteten.

*Unsere Kochfrau ist ein ganz vortreffliches Wesen, liebenswürdig und anständig. Sie kann freilich nicht viele Gerichte kochen. So bekommen wir einen Tag wie den anderen Erbsuppe, Spargel, Braten, Käse und Weintrauben, und Spülnäpfe natürlich! Aber was sie macht, schmeckt vortrefflich.*⁵⁶

Auch Ernst Delbrück war mit der Arbeit seines Kochs sehr zufrieden (*Ich esse alles, was uns der Koch vorsetzt*).⁵⁷ Er hätte sich hin und wieder nur mehr Kreativität in der Küche gewünscht.

*Das Gesellschafts-Essen macht unser Koch allein, das kann er sehr gut. Wenn er nur etwas erfinderischer für das tägliche Essen wäre. Ich muß ihn alle paar Wochen anschnaupen, daß er sich mehr Wechsel im Menü ausdenkt.*⁵⁸

Ein sparsamer Koch war die halbe Miete, auch wenn dieser bei kulinarischen Spezialwünschen mitunter Schwierigkeiten hatte.⁵⁹ Der Koch kreierte Menüs in eigener Regie und benötigte zu deren Fertigstellung lediglich das Plazet seines Brotherrn.⁶⁰ Trotz wiederholter Verständigungsschwierigkeiten und den Eigenarten des Kochs waren die deutschen Herrschaften im Allgemeinen sehr zufrieden mit dem Herrn der Küche und trachteten danach, ihn recht lange zu behalten.⁶¹

S. 71 (weiterhin: Koch/Puster, *Knipping*).

54 Arthur Lloyd, *Every-day Japan*, London 1909, S. 136. Die angegebenen Yen-Beträge entsprechen ca. 105 respektive 75 Mark.

55 Die Cousins Ernst und Felix Delbrück (1858-1933 resp. 1859-1924) lehrten 1887-1889 Rechtswissenschaft an der Schule des Vereins für deutsche Wissenschaft in Tokyo.

56 *Delbrück-Briefe*, S. 318.

57 Ebd., S. 435.

58 Ebd., S. 386.

59 *Mosse-Briefe*, S. 165.

60 Ebd., S. 225.

61 Ebd., S. 132, 136 u.139.



Abb. 4: Georg Michaelis (links mit Pferd) vor seinem Haus mit japanischen Dienern

Die Verständigung mit der japanischen Dienerschaft gestaltete sich – vor allem am Anfang – schwierig, da kulturelle Gegensätze zu überbrücken und europäische Selbstverständlichkeiten außer Kraft gesetzt waren.⁶² Was Georg Michaelis über seinen Diener Keijirō berichtete, stellte keinen Einzelfall dar:

*Mein Diener, Namens Keijiro, ist ein guter, fleißiger Kerl, klein mit buschigem, schwarzem Haar. Er versteht kein Wort Deutsch oder Englisch, so daß bei meiner hervorragenden Kenntniß der japanischen Sprache unsere Unterhaltung auf die Zeichensprache beschränkt ist.*⁶³

Michaelis konnte sich aber glücklich schätzen, in der Nachbarschaft für Nothfälle auf einen Dolmetscher zurückgreifen zu können. Insofern beschränkte sich der Kontakt im Allgemeinen auf kurze Dienstanweisungen – oft mit Hilfe von Gesten und Zeichen –, und zwar im sogenannten „Küchen-“ oder „Kulijapanisch“,⁶⁴ dessen notwendigste

62 Ebd., S. 120, 122 u. S. 280.

63 Bert Becker (Hrsg.), *Georg Michaelis. Ein preußischer Jurist im Japan der Meiji-Zeit. Briefe, Tagebuchnotizen, Dokumente 1885-1889*, München 2001, S. 93 (weiterhin: Becker, *Michaelis*). Georg Michaelis (1857-1936) unterrichtete als promovierter Assessor 1885-1889 an der Deutschen Vereinsschule; Juli - Oktober 1917 Reichskanzler.

64 Becker, *Michaelis*, S. 161 (für „Kuli-Japanisch“). Vgl. auch Schmiedel, *Japan*, S. 61; Hamer, *Mission*, S. 27. In allen ostasiatischen Hafenstädten war das sog. Pidgin- oder Business-Englisch in Gebrauch; Faulds, *Nine Years*, S. 202. Bei Pidgin-Englisch handelt es sich um eine Mischsprache mit Elementen aus dem Englischen und einheimischen Sprachen, die in ihrer grammatischen Struktur stark vereinfacht sind. Oft entwickelten sich in den *foreign communities* der ostasiatischen Hafenstädte auch eigene Sprachformen im Umgang mit den Einheimischen, wie etwa in Yokohama der sog. Yokohama Dialekt; Williams, *Foreign Sett-*

*Worte und Sätze man möglichst rasch, schon in den ersten Wochen, erlernen mußte.*⁶⁵ Als Verkehrssprache reichte nach Mehrheitsmeinung Englisch am Arbeitsplatz und im Umgang mit höhergestellten Japanern völlig aus.⁶⁶ Die Beherrschung der Landessprache war in der Regel weder üblich noch dienstlich erforderlich. Nach allgemeiner Einschätzung war Japanisch, zumindest in der Schriftsprache, überhaupt nicht erlernbar, *sonst müßte man 10 Jahre lang gar nichts anderes thun*⁶⁷ oder *würde verrückt werden*,⁶⁸ wie deutsche Japan-Residenten meinten.

Eine regelrechte Verständigungsblockade ergab sich etwa bei Ehepaaren, wenn die Ehefrau allein zu Hause war und eine Kommunikation mit dem Dienstpersonal nicht möglich war, ohne dass der Ehemann mit seinen bescheidenen sprachlichen Mitteln aushelfen und die Diener instruieren konnte.⁶⁹ Wenn niemand in der Dienerschaft Englisch verstand oder sprach, dann halfen letztlich nur Gesten. Nicht jeder Deutsche war in der glücklichen Lage, wie der Missionar und Pädagoge Otto Schmiedel, japanische Studenten als Mitbewohner im Haus zu haben, die im Verkehr mit den Dienern sowie bei den häufigen Besuchen von Japanern aushelfen konnten.⁷⁰ Trotz Kultur- und Sprachbarrieren gab es weitgehende Anerkennung für die Art und Weise, wie das einheimische Personal die täglichen Herausforderungen meisterte.⁷¹

Ungeachtet dessen war es oft nicht einfach, die „wahren“ Absichten und Beweggründe der Diener zu erkennen und ihre Handlungsweise zu verstehen. So erging es etwa Spinner, der die hinter den *Ausflüchten* seines Kochs stehenden japanischen Erklärungs- und Verpflichtungsmuster nicht zu durchdringen vermochte. Aufgrund mangelhafter japanischer Sprachkenntnisse war es ihm entgangen, dass ihn der Koch sanft auf seine bevorstehende Heirat hinweisen und damit sein Fehlen am Arbeitsplatz entschuldigen wollte. Die vom Koch gewählte Form der Erklärung, *sein Bruder sei gestorben; er könne noch nicht kommen*, erlaubte es ihm, die Dinge bis zur Konkretisierung einstweilen in der Schwebe zu halten und das Gesicht zu wahren.⁷²

Im Allgemeinen baten die japanischen Diener wohl um Erlaubnis für die Heirat, da diese unter Umständen das Dienstverhältnis direkt betreffen konnte. Georg Michaelis schildert, wie er mit dem Heiratswunsch seines Dieners Keijirō umgegangen ist:

Neulich hat sich mein Diener Keijiro die Erlaubniß erbeten, heirathen zu dürfen; da sie seine ordentliche, vom Koch – seinem Schwager – empfohlene Frau

lements, S. 114f.

65 Schmiedel, *Japan*, S. 62.

66 Muthesius-Brief v. 26.4.1888; Museum der Dinge Berlin – Werkbundarchiv, *Nachlass Hermann Muthesius* (weiterhin: *NM – WBA* mit Briefdatum).

67 Muthesius-Brief v. 26.4.1888, ebd.

68 Becker, *Michaelis*, S. 161.

69 Siehe dazu etwa Koch/Puster, *Knipping*, S. 80.

70 Schmiedel, *Japan*, S. 63.

71 *Mosse-Briefe*, S. 122.

72 Hamer, *Mission*, S. 21 sowie S. 85.

sein sollte, habe ich es erlaubt u. ihm einen Yen zu der Festlichkeit geschenkt. Ohne großen Sang u. Klang zog die neue Okamisan⁷³ ein, ein häßliches, kleines Gestell, aber sehr sauber u. seitdem habe ich sie nicht mehr zu sehen u. zu hören gekriegt. Sie muß demnach eine friedliche Person sein.⁷⁴

Der Koch der Familie Knipping, Chökichi, heiratete innerhalb der Haushaltsbediensteten. Seine Auserkorene war das Kindermädchen Kisa, die Tochter einer verarmten Samuraifamilie. Beide blieben in Diensten der Knippings bis zu deren Heimreise nach Deutschland im Jahr 1891.⁷⁵

Ehrestreitigkeiten blieben dennoch nicht aus und drohten die Harmonie unter dem Hauspersonal zu beeinträchtigen. Dies schien besonders am Jahresende ein ernstes Problem gewesen zu sein, wenn ein Großteil der Bediensteten zu Verwandtenbesuchen außer Haus war und die Zurückgebliebenen in eine melancholische Stimmung verfielen, die auf die Arbeitsmoral übergriff. Was dann geschehen konnte, verriet Ernst Delbrück:

Es gab weniger gut zu essen, der Koch betrank sich und prügelte seine Frau und wollte uns mit Michaelis' Diener etwas vortanzen.⁷⁶

Viele der ausländischen Dienstherrn legten ihren japanischen Domestiken ein striktes Dienstreglement auf, dessen Einhaltung penibel überprüft wurde. Verabschiedung und Begrüßung der Herrschaft waren nach japanischer Sitte formalisiert und markierten die Eckpunkte, an denen die versammelte Dienerschaft in direkten Kontakt mit ihrem Arbeitgeber kam.⁷⁷

Wenn wir morgens in die Schule fahren, stehen die Kochfrau und das Dienstmädchen mit Hut und Schirm im Entree bereit. Ebenso empfangen sie uns wieder, wenn wir um 12 Uhr nach Hause kommen. Bei Tische wird präsentirt, als ob große Gesellschaft wäre. Nach Tische Kaffee im Musikzimmer. Um 7 wird gebadet und um 8 zu Abend gegessen, nachher in der Regel vierhändig gespielt. Alle paar Tage wird das ganze Haus revidirt vom Boden bis zum Keller, und alle Unordnung streng gerügt. Mit dem Kochehepaar und den Dienstmädchen kommen wir vorläufig sehr gut aus, da ja zu Besorgungen immer die beiden Kulis bei der Hand sind. Die dürfen aber im Hause nichts thun, denn sie dürfen das Haus eigentlich gar nicht betreten.⁷⁸

73 *Okamisan*: Im japanischen Sprachgebrauch die respektvolle Bezeichnung für die Ehefrau.

74 Becker, *Michaelis*, S. 176.

75 Koch/Puster, *Knipping*, S. 143 sowie S. 163. Erwin Knipping (1844-1922), 1871-1891 als Lehrer und Begründer der Meteorologie in Tokyo.

76 *Delbrück-Briefe*, S. 365.

77 Erwin Bälz, *Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan*, hrsg. v. Toku Bälz, Stuttgart 1931, S. 128.

78 *Delbrück-Briefe*, S. 318f.

Einen etwas anderen Tagesablauf überliefert der Missionar und Lehrer Otto Schmiedel, bei dem der Tag um ca. 6:30 Uhr begann.⁷⁹ Zugleich legte er damit Zeugnis ab, dass sich die ausländischen Helfer in Japan im Allgemeinen nicht überarbeiteten, sondern über ein großzügiges Kontingent an freier Zeit verfügten.

*Vormittags stramme Arbeit, Vorlesungen, Unterricht, Dienst auf dem Büro. Den Nachmittag hatten die meisten Herren völlig frei, natürlich auch den Sonntag.*⁸⁰

Die Delbrücks ließen eigens elektrische Klingeln in alle Räume ihres japanischen Hauses legen, damit die Dienerschaft jederzeit erreichbar war.

*Ich glaube, die Leute sind entsetzt über die neue Einrichtung, denn sie sind nie so viel citirt, wie in den letzten Tagen. Zuerst machte es ihnen selbst Vergnügen, aber jetzt ist ihnen das Treppengelaufe schon sehr über. Aus jeder Stube wird in verschiedenem Rhythmus geklingelt, denn eine Klingel mit Nummern haben wir uns nicht spendirt.*⁸¹

Der Tagesablauf bei dem Geographen Johannes Justus Rein, der sich im Auftrag der preußischen Regierung 1874/75 zum Studium von Wirtschaft, Handel und Kunstgewerbe in Japan aufhielt und auf dem Gelände der Deutschen Gesandtschaft eine Unterkunft gefunden hatte, sah Mitte der 1870er Jahre so aus:

*Morgens kommt der Diener, holt Stiefel und Kleider zum Reinigen, macht Feuer an. Darauf bringt er Kaffee oder Thee, kondensierte Milch, 2 Eier, 2 Stück Toast mit Butter bestrichen. Um 12 Uhr ist 2. Frühstück, fast wie ein großes Essen, um 7 Uhr abends das Hauptessen, dazwischen noch einmal Thee, wenn es verlangt wird. Beim Mittagessen und abends fehlt weder Bier noch Wein.*⁸²

Rein war zunächst von Fleiß und Pünktlichkeit seiner japanischen Diener wenig überzeugt und bemühte sich, dies durch klare Anweisungen zu beheben.

*Wenn ich Tets[ui] ausschicke, sage ich ihm immer, er solle nicht allzu viel Freunde (tomodachi) treffen und auch Sanda weiß, daß das stundenlange Plaudern und Umhergehen mit solchen mir nicht gefällt und hat sich bereits an viel größere Pünktlichkeit gewöhnt.*⁸³

Kurz nach seiner Übersiedlung nach Japan und dem Bezug eines eigenen Hauses im Juni 1886 verfügte auch das Ehepaar Mosse⁸⁴ über die erforderlichen Bediensteten.

⁷⁹ Schmiedel, *Japan*, S. 63.

⁸⁰ Ebd., S. 65.

⁸¹ *Delbrück-Briefe*, S. 327. Vom Einsatz einer elektrischen Klingel berichtet auch Lina Bögli, *Immer Vorwärts. Die Reisen nach Japan, Korea und China 1910-1913*, Basel 2019, S. 83 (Original: Frauenfeld 1915).

⁸² *Rein-Briefe*, S. 145. Johannes Justus Rein (1835-1918). Rein verfasste die erste wissenschaftliche Landeskunde Japans auf Deutsch: *Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlichen Preussischen Regierung dargestellt*, 2 Bde., Leipzig 1881 und 1886.

⁸³ Ebd., S. 183.

⁸⁴ Albert Mosse (1846-1925). Der Jurist Mosse war von 1886-1890 in Japan, wo er insbesondere

*Unsere Dienerschaft besteht aus einem verheirateten Koch, dessen Frau nicht in unseren Diensten steht [...], ferner aus einem anscheinend sehr tüchtigen Boy nebst Frau und Kind, die sich lebhaft bereits mit Babysan angefreundet haben. Kulis für Jinrikisha und Garten sind noch zu engagieren.*⁸⁵

Letztere konnten rasch gefunden werden; damit war das erforderliche Personal komplett. Der Missionar Wilfried Spinner zählte in seinem Tagebuch ordentlich auf, welche Bediensteten zu seinem Haushalt gehörten:

- Der Dolmetscher Taniguchi,
- Ein Koch mit Frau, Schwager und Kind, *der absolute Herr der Küche, unzuverlässiger Besorger der Einkünfte, der an allem seine Prozente haben will,*
- Eine *Magd* (Dienstmädchen) namens Shige,
- Ein Kuli für die Rikscha und zum Wassertragen.⁸⁶

Die Cousins Delbrück verfügten während ihres Japan-Engagements gemeinsam über die stattliche Zahl von neun Dienstboten. In einem Brief an seine Mutter erklärte Ernst deren Ämter:

1. *Der Koch oder besser Haushofmeister, denn er besorgt auch alle Einkäufe, commandirt die übrigen Dienstboten usw., macht aber keinerlei persönliche Bedienung. Das ist unter seiner Würde.*
2. *Die Frau des Kochs (augenblicklich noch Besitzerin einer Restauration und daher vorläufig vertreten durch ein Dienstmädchen) bedient bei Tische, macht auf, wenn es klingelt, wäscht ab und macht Salon und Eßstube rein.*
3. *Ein Dienstmädchen: macht 2 Arbeits- und 2 Schlafstuben und Sachen rein, wäscht Geschirr und heizt. Würde im Sommer vielleicht entbehrlich sein, wenn die Kochfrau nicht abends so oft spät aufbleiben müßte, wenn wir Gäste haben oder selbst aus sind.*
4. *Michaelis' Diener, hilft bei Tische bedienen, macht Michaelis' Entree auf usw.*⁸⁷
- 5.-7. *Drei Wagenzieher (Kuli), sind zugleich Tennisjungen, Laufburschen, Stiefelputzer, tragen Wasser zum Bad.*
8. *Ein Betto (Pferdebursche).*
9. *Der zweite Pferdebursche ist nach Verkauf der Pferde entlassen. Außerdem hilft*

re die Kommunalverfassungen gestalten half.

⁸⁵ *Mosse-Briefe*, S. 120 sowie ebd., S. 121.

⁸⁶ Hamer, *Mission*, S. 8.

⁸⁷ Georg Michaelis (1857-1936) wohnte über einen längeren Zeitraum mit im Hause der Delbrück-Cousins, während für ihn ein neues Haus gebaut wurde (Okt. 1887 - Nov. 1888); *Delbrück-Briefe*, S. 326f. u. S. 448.

*in der Küche ein 14-jähriger Neffe des Kochs. Der bekommt aber kein Gehalt.*⁸⁸

Weniger herrschaftlich ging es oft bei europäischen Durchreisenden oder Kurzzeit-Besuchern zu, die für die Dauer ihres befristeten Aufenthaltes dennoch nicht auf die Vorzüge eines versierten Dieners verzichten wollten oder konnten. Ihnen blieben aus Zeitdruck vielfach nicht genügend Wahlmöglichkeiten, einen „idealen“ Diener ausfindig zu machen. Immerhin versorgten Reisehandbücher den modernen Weltreisenden mit nützlichen Informationen, wie mit Dienern oder Kulis in Japan zu verfahren sei und überbrückten auf diese Weise die anfängliche Hilflosigkeit.⁸⁹ Der Geograph Johannes Justus Rein fand seine ersten beiden Diener Tetsu und Sanda Tadaishi mit Hilfe der deutschen Gesandtschaft recht schnell. Während Tetsu gleichsam als Mädchen für alles fungierte, sich auf Dauer aber nicht bewährte und zugunsten eines neuen Dieners namens Hiko entlassen wurde,⁹⁰ nahm der Samuraisohn Sanda die Stellung eines geschätzten Sprachlehrers ein, der sich als sachkundiger Gesprächspartner erwies und Rein oft auf Reisen begleitete. Das Motiv von Tetsu wie Sanda für die dienende Tätigkeit bei Rein war gleich: Beide wollten unbedingt Deutsch lernen!⁹¹

Franz Doflein,⁹² der Münchner Zoologe, der sich in den Jahren 1904/05 zu mehrmonatigen meereskundlichen Forschungen in Japan aufhielt, suchte nach seiner Ankunft in Yokohama sogleich nach einem einheimischen Diener, der hauptsächlich als Dolmetscher gebraucht wurde, aber auch als Koch und „Reisemarschall“ fungieren konnte. Auch in diesem Fall war – neben den Kosten – die Multifunktionalität des Dieners ausschlaggebend. Doflein hatte bereits einen Präparator für wissenschaftliche Zwecke und seinen persönlichen Diener Rockinger aus Bayern mitgebracht. Ihm fehlte jedoch für die geplanten Exkursionen ein landeskundlicher Führer, ohne dessen Hilfe die Vorhaben schwerlich zu realisieren waren. Mit einiger Mühe konnte er schließlich einen Mann mit Namen Yokoyama engagieren, auch wenn ihm dessen Physiognomie mißfiel:

*Es war ein fast zwerghaft kleiner Mann von großer Körperkraft und sehr häßlichen Gesichtszügen.*⁹³

Da sich Yokoyama allerdings nicht bewährte – Doflein spricht nebulös davon, dass er durch Arbeiten für viele Ausländer *ganz verdorben* war –, musste er schon bald gegen den Koch Aoki und den neuen Dolmetscher Tsuchida eingetauscht werden.⁹⁴ Am Rande sei bemerkt, dass sich Dofleins bayerischer Diener Rockinger und der Dolmet-

88 *Delbrück-Briefe*, S. 399f. Siehe dazu im Vergleich die Liste von 27 Dienern, die eine Engländerin in den 1830er Jahren in Indien beschäftigte; Martinez et al., *Colonialism*, S. 37.

89 *A Handbook for Travellers in Central and Northern Japan*, 2. Aufl. hrsg. v. Ernest Mason Satow and Lt. A.G.S. Hawes, London 1884, S. 17 u. 24 et al.

90 *Rein-Briefe*, S. 229f. u. S. 284.

91 Ebd., S. 153.

92 Franz Doflein (1873-1925) unternahm 1904/05 eine wissenschaftliche Expedition nach Ceylon und Japan.

93 Franz Doflein, *Ostasienfahrt*, Leipzig – Berlin, 1906, S. 103.

94 Ebd.

scher Tsuchida auf den Reisen offenbar anfreundeten. Laut Dofflein tauschten die beiden Kochrezepte aus, meisterten gemeinsam die Anfänge der Präparierkunst und versuchten, den jeweils anderen ihre Muttersprache zu lehren.⁹⁵

In der Regel wohnte das japanische Hauspersonal auf dem angemieteten Grundstück der Herrschaft in einem kleinen Nebenbau des Haupthauses. *Sie hatten ihre eigenen, national konstruierten Häuschen mit Strohmatten und Schiebetüre*, wie der Berater Ottmar von Mohl überliefert.⁹⁶ Die *Bettōs* bezogen ihr Quartier vielfach über den Stallungen,⁹⁷ die Pförtner lebten dagegen in einer kleinen Unterkunft an der Straßenseite.⁹⁸ Nachdem auch der Missionar Otto Schmiedel wie die meisten Ausländer in Japan ein eigenes Haus in Tokyo angemietet hatte, das üblicherweise eine Mischung europäischer und japanischer Stilelemente aufwies, verfügte er auch über eine eigene Unterkunft für seine Hausangestellten – *links vom Hofstor lief ein niedriges, ziemlich langes Gebäude der Straße parallel, die Dienerwohnung*.⁹⁹ Die Dienerwohnung war durch einen überdachten Gang mit dem Haupthaus verbunden, so dass die Diener schnell greifbar und auch für Sonder- und Zusatzaufgaben ohne Umstände rekrutierbar waren. Rechts vom Eingang befand sich eine Remise mit den Jinrikschas, in der die Kulis lebten.¹⁰⁰

Eine Besonderheit der japanischen Dienerschaft war, dass sie sich für alle Lieferungen an das Haus ihres Arbeitgebers einen entsprechenden Prozentsatz quasi als Kommission abzweigete. Dies war eine Art stillschweigende Konvention und war auch ungeachtet der Mißbilligung oder der Entlassung des Personals nicht auszumerzen, da das neue Personal automatisch die Zusatzzahlungen wieder etablierte. Man hatte sich als Ausländer *nolens volens* mit dem Usus abzufinden, dass die Diener bei Hauslieferungen mindestens 10% auf die Rechnung aufschlugen, der Koch sogar 20%. Die einzige clevere Möglichkeit, diese Mehrkosten zu umgehen, schien darin zu bestehen, wie ein zeitgenössischer Japankundiger in seiner Thematisierung der Dienerschaft bemerkte, Rechnungen stets außer Haus in den Geschäftslokalen zu begleichen und es bei Hauslieferungen bei reinen Zustellungen zu belassen.¹⁰¹ Aber auch diese, vermeintlich clevere Methode, das Kommissionswesen zu umgehen, war keineswegs der Weisheit letzter Schluss, wie Erwin Knipping aus der frühen Meiji-Zeit zu berichten wusste, als er Lehrer an der *Kaiseigakkō* in Tokyo war.¹⁰² Knipping beabsichtigte eines Tages, ohne

95 Ebd., S. 173f.

96 Ottmar von Mohl, *Am japanischen Hofe*, Berlin 1904, S. 14 (weiterhin: Mohl, *Hofe*). Mohl (1846-1922) war 1887-1889 Berater des japanischen Haus- und Hofministeriums in Tokyo und führte das europäische Hofzeremoniell ein.

97 Becker, *Michaelis*, S. 400; *Delbrück-Briefe*, S. 400.

98 Mohl, *Hofe*, S. 14.

99 Schmiedel, *Japan*, S. 58.

100 Ebd., S. 58f.

101 Hermann Scherbak, *Überseeischer Maschinenexport: Ein Leitfaden für Maschinenfabrikanten und Ingenieure, die nach Übersee gehen*, Berlin – Heidelberg 1911, S. 92f. Der Ingenieur Scherbak war ab 1906 leitender Mitarbeiter der deutschen Importfirma Koerting, Blume & Reif in Yokohama. Vgl. *Delbrück-Briefe*, S. 397.

102 Die 1873 gegründete *Kaiseigakkō* war zusammen mit der Medizinschule die Vorläuferinsti-

seinen Diener einzuschalten, in Yokohama ein Moskitonetz zu kaufen, um die leidige Kommission zu vermeiden, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

(Ich) ging ohne ihn in die Stadt, kaufte das Netz und ließ es mir zusenden. Einige Wochen später fand der bei mir wohnende Schüler einen Zettel, auf dem der Moskitonetzkaufmann meinem Diener mitteilte, er schicke ihm seine Kommission! Da nützte es natürlich nichts, daß ich allein auf den Einkauf gegangen war, und ich ergab mich in mein Schicksal.¹⁰³

Dieses gewohnheitsmäßige Verfahren des Geldabzweigens mochte dazu beigetragen haben, dass vor allem der Koch in den Augen der westlichen Herrschaft oftmals als unehrlich oder betrügerisch angesehen wurde. Seine exponierte Stellung innerhalb des Gesindes erlaubte es ihm, sich – zum Leidwesen seiner Arbeitgeber – gelegentlich ein Zubrot abzuzweigen. Pfarrer Schmiedel versuchte mit einer differenzierten Perspektive aufzuklären und dieses Gebaren als landeskundliche Besonderheit auszuweisen, denn die Auffassung von einem betrügerischen Verhalten galt ihm einseitig europäisch und verkannte die japanische Anschauung.

Der Koch betrachtet sich als ‚Zwischenhändler‘ zwischen Herrschaft und Kaufmann und steckt bloß den erlaubten Gewinn dafür, daß er billiger einkauft, in seine Tasche. Zu meiner Zeit konnte die europäische Hausfrau in Tokyo nicht selbst auf dem Markt einkaufen. Es wäre teurer gewesen, und sie mußte überdies als fremde Dame ‚ihr Gesicht wahren‘.¹⁰⁴

Schmiedel berichtet auch von einer weiteren, den Westlern vielfach verborgen gebliebenen Eigenart japanischer Köche, und zwar einem gut funktionierenden Kommunikationsnetzwerk untereinander.

Die Köche haben auch eine Art Kochbörse, auf der jeden Tag die Preise für die Waren festgestellt werden. Denn die europäischen Hausfrauen fragen sich doch auch manchmal in Gesellschaften nach solchen Dingen. So erklärt sich auch eine höchst merkwürdige Tatsache, die mir jahrelang dunkel geblieben war. Wenn man abends eingeladen war, so brauchte man dem Kurumaya gar nicht die Adresse zu sagen, wo man hinfuhr, er brachte einen richtig an. Woher wußte er das? Natürlich von der Kochbörse, wo es am Morgen verhandelt worden war.¹⁰⁵

Auch wenn das eine oder andere am Personal auszusetzen war, wie Langsamkeit oder Umständlichkeit und man den Dienstboten vielfach *jede Sache 25mal sagen muß*,¹⁰⁶ so fiel das Urteil über das japanische Hauspersonal doch überwiegend positiv aus, dabei

tution der Universität von Tokyo. Sie wurde das Herzstück der späteren Universität.

103 Koch/Puster, *Knipping*, S. 78.

104 Schmiedel, *Japan*, S. 69.

105 Ebd. Ein Kochnetzwerk, das im Notfall mit vielem aushelfen konnte, wird auch bei Scidmore, *Jinrikisha Days*, S. 24, erwähnt. Ebenso in *Delbrück-Briefe*, S. 398.

106 *Mosse-Briefe*, S. 165 u. 375.

gerierte sich ein *Boy* mitunter auch störrisch oder *unverschämt*.¹⁰⁷ Gleichsam als Gemeinplatz galt die Überzeugung von der Ehrlichkeit der Japaner. Weder würden sie im Haushalt naseweis herumschnüffeln noch gar zum Stehlen neigen – entscheidende Voraussetzungen für ein Vertrauensverhältnis zum Dienstpersonal.¹⁰⁸ Naturgemäß teilten nicht alle Ausländer diese Ansicht. Es gab durchaus gegenteilige Meinungen unter den Meiji-Deutschen, die sich auch gegen besseres Wissen zäh behaupteten. Der Architekt Hermann Muthesius war überzeugt: *Der Asiate ist ein Anderer als der Europäer. Dieser fest, schlecht und recht, jener schwankend, kriechend, verlogen. Sie seien zwar höflich, doch schlau, und unzuverlässig*.¹⁰⁹

Als Faustregel unter den westlichen Residenten in Japan galt, die japanischen Dienstboten mit Wohlwollen zu behandeln, da dies bessere Erfolge zeitige als eine Führung mit Strenge.¹¹⁰ Diesen Rat schienen jedoch nicht alle Deutschen zu beherzigen.¹¹¹ Der Geologe Dr. Max Fesca¹¹² ließ seinen Koch gleich bei der Einstellung wissen, *daß er ihn prügle, im Falle dieser ihn nicht verstehe*. Der sarkastische Kommentar von Spinner dazu: *Auch eine Art, abendländische Kultur einzuführen*,¹¹³ und, man darf hinzufügen, die sichere Garantie, dass der betreffende Diener bei nächster Gelegenheit kündigt und sich die schlechte Behandlung unter den Japanern herumspricht, so dass der Westler in der nächster Zeit schwerlich adäquaten Ersatz finden wird.¹¹⁴ Dies hielt den Marinestabsarzt Dr. Richard Kleffel in Yokohama gleichwohl nicht davon ab, rabiate Maßnahmen gegen das renitente Hauspersonal zu empfehlen. Öffentliche Zurechtweisungen und körperliche Züchtigungen erschienen ihm als ‚erzieherische‘ Maßnahmen geeignet. *Es ist eben unmöglich, diese japanischen Hunde anständig zu behandeln. Fußtritte u[nd]. Knute darf nicht fehlen*.¹¹⁵

Familie Mosse war gewillt, ihrem Personal ein durchweg gutes Zeugnis auszustellen:

Alle diese Leute arbeiten nicht gerade viel, zeichnen sich aber durch ihr ruhiges, bescheidenes Wesen, der Boy durch seine Geschicklichkeit und Findigkeit, der Koch durch seine wirklich überraschende Kunst aus.¹¹⁶

Diesem Urteil pflichtete Georg Michaelis grundsätzlich bei; er wies zugleich aber auch unmissverständlich auf die Schattenseiten im Benehmen der Dienstboten hin:

107 Ebd., S. 475: *Boy Hiro*.

108 Vgl. etwa Joseph Lauterer, Japan. *Das Land der aufgehenden Sonne*, Leipzig [1904], S. 191.

109 *Muthesius-Briefv.* 7.4.1889 sowie v. 6.7.1889; NM – MdD Berlin.

110 Hamer, *Mission*, S. 31.

111 Siehe dazu Schmiedel, *Japan*, S. 69f.

112 Max Fesca (1846-1917) war als Geologe 1882-1894 in Japan.

113 Hamer, *Mission*, S. 29.

114 Zum Problem der schlechten Behandlung von Dienern siehe auch Schmiedel, *Japan*, S. 70.

115 Zit. nach Katrin Baumgarten, Ein Glücksfall der Erinnerung – Impressionen deutschen Lebens in Japan während der Meiji-Zeit. Der Aufenthalt des Marine-Stabsarztes Dr. Richard Kleffel in Yokohama im Spiegel von Fotografien und Tagebüchern (1887-1889), in: *OAG Notizen* 12 (2018), S. 11-39, hier S. 20, Anm. 25. Richard Kleffel (1850-1919), Sanitätsoffizier; 1887-1892 Chef des deutschen Marinelazarets in Yokohama.

116 *Mosse-Briefe*, S. 144.

Die Japaner gewinnen unser Einen durch ihre große Freundlichkeit u. Artigkeit, lernt man sie näher kennen, so wie die Dienstboten, dann merkt man, daß hinter dem freundlichen Gesicht nicht so viel Theilnahme steckt, als hinter einem fins-teren deutschen Antlitz [...]; im Grunde beschummeln Einen die gewöhnlichen Japaner, wo sie können.¹¹⁷

Bei Spinner hatte sich nach einer Weile eine Vertrautheit mit seinem Koch Wakui eingestellt, obwohl dieser nicht allen Anforderungen genügte.

Mein Koch ärgert mich wacker mit seiner Dummheit, und doch kann ich dem dumm-drolligen Kerl nicht böse sein, da er von besten Absichten beseelt ist. [...] Regelmäßig fragt mich Wakui, was er kaufen soll, und legt mir nach der Rückkunft unter Vorlegung des Gekauften Rechnung ab. Bei ihm muß man lernen, wie man Zunge und Leber kochen muß, um sie ungenießbar zu machen. Es blieb mir nichts übrig, als mich hungrig zu Bett zu legen ...¹¹⁸

Mitunter lobten die deutschen Arbeitgeber ihre japanischen Diener sogar überschwänglich, so wie Wilfried Spinner seinen 29-jährigen *Kurumaya* Hosaka Saburōichi pries, der aus Niigata stammte und früher als Sakehändler tätig war.¹¹⁹ Die längere Passage ist es wert, in Gänze zitiert zu werden.

... der hübsche, stramme Kuruma, Saburō heißt er mit Vornamen, ist ein Hauptläufer; bis jetzt hat er noch alle Kurumas in Tokio im Laufen überholt. Wenn er auszieht, dann saust's nur so; daß ein Wagen mit Pferd ihn einholt, davon ist gar keine Rede. Es würde ein böses Unglück geben, wenn bei seinem Rennen die Jinrikisha bräche. Ich habe es schon früher in Europa gelesen, welche fabelhafte Ausdauer diese Kurumas haben. Ich staunte noch mehr, wie ich sie selbst sah. Ein guter Kuruma ist im Stande, in einer Tour, ohne nur einmal abzusetzen, drei Stunden zu rennen mit der Jinrikisha und einem Insassen. Sie rennen tagelang, wenn man ihnen im Laufe von 12 Stunden zwei Stunden Rast gewährt. Daneben bedürfen sie fast nichts, ein bischen Thee ist alles, was sie nach einer Tour verlangen. Kommt mein Saburō nach Hause, so macht er's wie alle Kurumas, nimmt einen Kübel Brunnenwasser und leert dessen Inhalt über den erhitzten Körper. Unsereinen würd' es tödten, diese Leute sind dadurch neugeboren. Dann wird die leichte Jacke wieder angezogen, der Tabaksbeutel hervorgezogen und das Miniaturpfeifchen; das beliebte Rauchen beginnt.¹²⁰

Der Braunschweiger Geowissenschaftler Brauns¹²¹ hielt ebenfalls große Stücke auf seinen festangestellten Rikschakuli. Auch wenn dieser keine Fremdsprache beherrschte,

117 Becker, *Michaelis*, S. 114 (20.11.1885).

118 Hamer, *Mission*, S. 40.

119 Ebd., S. 54.

120 Ebd., S. 17, Anm. 40.

121 David August Brauns (1836-1905) lehrte 1879-1881 Geologie und Paläontologie in Tokyo.

ein verdorbenes Japanisch mit ein paar verballhornten englischen Ausdrücken benutzte und die Kommunikation mit ihm eher mühsam war, galt er Brauns als *ein besonders gewitzter Bursche. Ich verdanke dem klugen, mir aufrichtig zugethanen Manne des Volkes manche werthvolle Beobachtung.*¹²²

Bisweilen kam man allerdings nicht umhin, sich wohl oder übel von einem oder mehreren Bediensteten zu trennen. Dies war immer dann der Fall, wenn ein Diener in der Sicht seines Herrn *unverschämt* geworden war,¹²³ zur Trunksucht neigte oder sich am Eigentum seines Arbeitgebers vergriffen hatte und dadurch seine Ehrlichkeit und Verlässlichkeit massiv aufs Spiel setzte.¹²⁴ Dann konnte sich die Atmosphäre im Haus durch eine Entlassung durchaus zum Besseren wenden.

*Mit unseren neuen Leuten haben wir einen sehr guten Tausch gemacht, berichtete Ernst Delbrück. Wir essen besser und billiger (50 Eier kosten jetzt 1,75 M., früher 2,55 M.). Die Stuben sind sehr viel reinlicher.*¹²⁵

Das Vertrauensverhältnis zwischen Arbeitgeber und Diener war irreparabel zerstört, wenn der Diener des Diebstahls überführt worden war. Johannes Justus Rein und Erwin Knipping waren nur zwei bekannte Meiji-Deutsche, die sich aus diesem Grund von japanischen Hausangestellten trennen mussten, auch wenn das kriminelle Delikt im bescheidenen Rahmen blieb. Bei Familie Knipping war das Zimmermädchen beim Diebstahl von Zucker und ein Rikschakuli beim Stehlen von Zigarren ertappt worden.¹²⁶

Innerhalb der Gesamtheit der japanischen Dienstboten schien eine Art Konkurrenzverhältnis zu bestehen, wer dem einflussreichsten und renommiertesten Herrn diene. Entsprechend bemühte man sich, Insignien oder Wappen des Herrn nach Landessitte sichtbar zu tragen, um dadurch den Status des Dienstpersonals in der Hierarchie der Domestiken anzuzeigen. Bekannt ist etwa, dass die Kulis des jüdischen Ehepaars Mosse folgende Livree trugen: *auf seinem blauen Gewande ist auf dem Rücken ein M in weißer Farbe gestickt – und dazu prangte auf jeder Seite der Rikscha ein Davidstern!*¹²⁷ Ein unverwechselbares Zeichen auf Kleidung, Lampions oder Rikscha anzubringen, hatte für das japanische Hauspersonal offenbar den Vorteil, *von der Polizei weniger belästigt (zu) werden*, da diese Respekt vor den Europäern hatte. *Daher bestehen auch alle Kulis der Deutschen darauf, die Deutschen Farben an ihren Laternen zu haben ...*¹²⁸, wie Ernst Delbrück wusste.¹²⁹

122 Brauns, *Skizzen*, 44,1 (1883), S. 131.

123 *Mosse-Briefe*, S. 475.

124 Vgl. *Delbrück-Briefe*, S. 396 u. S.453 sowie Becker, *Michaelis*, S. 341f.

125 *Delbrück-Briefe*, S. 399.

126 Koch/Puster, *Knipping*, S. 103; *Rein-Briefe*, S. 339 (März 1875).

127 *Mosse-Briefe*, S. 144.

128 *Delbrück-Briefe*, S. 233.

129 Dass bei vielen Bediensteten der Meiji-Deutschen die Laternen in den Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot aufleuchteten, bestätigt Schmiedel, *Japan*, S. 71. Die Anbringung eines Wappens oder Symbols an exponierter Stelle, auf Laternen oder Rikschas, schien übliche Praxis der Kulis gewesen zu sein; Henry Faulds, *Nine Years in Nipon* (!), Boston 1888, S.

Die gesamte Dienerschaft, die in den Diensten von Fremden stand, spielte in Meiji-Japan noch eine besondere Rolle, die der Herrschaft anfangs kaum bekannt war: Sie war der verlängerte Arm bei der polizeilichen Überwachung des täglichen Lebens.

*Sie sind die Spione der japanischen Polizei bei den Fremden. Diese ist sehr wißbegierig und will alles erforschen. So erfuhr sie durch den Koch genau, wieviel Flaschen Wein oder Bier bei jedem Abendessen getrunken, welche Gäste, zumal welche Japaner, dagewesen waren.*¹³⁰

Auch dem Missionar Wilfried Spinner war bekannt, dass der Dolmetscher Taniguchi Shūtarō in seinem Haushalt, der eigentlich als Lehrer an der Vereinsschule arbeitete, zugleich ein Spion war, der ihn zu beobachten hat.¹³¹

Eine Selbstbewerbung als Diener auf nicht ganz übliche Art erlebte Johannes Justus Rein im Frühjahr 1874 in Tokyo.

*Vor einigen Tagen kam ein junger Japaner zu mir. Ich redete ihn englisch, dann frz. an, erhielt aber keine Antwort, dann versuchte ich es mit deutsch, worauf er antwortete: ‚Ich habe gehört, daß Sie einen deutschen Dolmetscher suchten, und da wollte ich Sie fragen, ob Sie mich als solchen nehmen wollten. Ich habe 2 Jahre in einer hiesigen Schule Deutsch gelernt und bin sehr fleißig gewesen. – Man hat mir gesagt, daß ich bei Ihnen viel lernen könnte. – Ich möchte eigentlich Rechtswissenschaft studieren und zu dem Zweck nach Deutschland gehen, habe aber kein Geld und keinen Einfluß bei der Regierung. Wenn ich nur mit einem Herrn als Diener gehen könnte. – Ich bin von Bungo auf Kiushiu [Kyūshū] und 19 ½ Jahre alt.*¹³²

Da Reins Dolmetscherbedarf jedoch gedeckt war, konnte er den ehrgeizigen Bewerber nur weiterempfehlen.

Für eine Person von einem gewissen gesellschaftlichen Stand, und das waren die Europäer durchweg, war eine repräsentative japanische Dienerschaft unerlässlich. Sie war Ausweis der Stellung und der Reputation des Ausländers innerhalb der Ausländerkolonie wie auch bei den Japanern. Ein derartiger Lebensstil kostete zwangsläufig seinen Preis, da die Ausgaben für die gesellschaftlichen Verpflichtungen und der Rückgriff auf vertraute, aber teure importierte Waren das Budget arg strapazierten. Der Traum vom großen Sparen in Japan war dann schnell vorbei, wenn den Zwängen des sozialen Korsetts Rechnung getragen werden mußte. *Es ist hier alles ziemlich theuer*, klagte

265 (weiterhin: Faulds, *Nine Years*).

130 Schmiedel, Japan, S. 68. Vgl. zu dem Aspekt Herbert Worm, Die Polizei als Kindermädchen der Nation. Anmerkungen zur Modernisierung der Meiji-Polizei, in: *Oriens Extremus* 33,1 (1990), S. 141-152.

131 Hamer, *Mission*, S. 8. Vgl. ebd., S. 28. Dass bei Lehrpersonen Schüler mit im Haushalt wohnten, war nicht unüblich, wie Knipping offenbart. Es hatte u. a. den Vorteil beiderseitigen Sprachenerwerbs. Vgl. Koch/Puster, *Knipping*, S. 72.

132 *Rein-Briefe*, S. 196f.

der Architekt Hermann Muthesius gegenüber einem Freund, *und man (kann) gar nicht anders als auf einem kostspieligen Fuße zu leben*.¹³³ Das Problem lag vielfach bei den Meiji-Deutschen selbst, die unbedingt ihre mitteleuropäische Lebensweise aufrechterhalten wollten.

*Wir leben nicht anders, höchstens viel besser, als man in Europa lebt; klärte Muthesius seinen Freund auf, wir trinken Bier wie zu Hause, Wein mehr wie zu Hause, und essen ganz dieselben Sachen auf ganz dieselbe Weise zubereitet wie zu Hause. Nur ist das, was zu Hause als Rarität gilt, also Austern, Schnepfen, Fasanen, u. dann Ananas, Bananen u. dergl. etwas, was uns hier jeden Tag vorgesetzt wird. Ein Gourmand könnte sich deshalb kein besseres Gebiet aussuchen als Japan.*¹³⁴

Da im Grunde alle anfallenden Arbeiten im Haushalt einschließlich Einkauf, Besorgungen und Botengänge vom Personal ausgeführt wurden, blieb den Ehefrauen im westlichen Meiji-Haushalt eigentlich nur die Kindererziehung sowie die Beaufsichtigung des Personals als primäre Aufgabe. *Die Hausfrauen brauchten sich nicht zu sehr anzustrengen. Die Diener besorgten ja das Nötige*, wie Schmiedel lapidar konstatierte.¹³⁵ Damit fiel viel Zeit für die Geselligkeit ab, die in Übersee eine größere Rolle spielte als daheim. Geselligkeit galt gleichsam als elftes Gebot in Übersee. Die Parole lautete: *Sei gastfrei!*,¹³⁶ und dementsprechend war die Dienerschaft zu instruieren, Einladungen zu Gesellschaften effektiv und erfolgreich umzusetzen. In jedem Herbst begann die sogenannte *Gesellschaftszeit*, die mit dem Geburtstag Kaiser Meijis (am 3. November) einen ersten Höhepunkt erreichte und von zahlreichen Hoffesten und Privatanlässen gefolgt wurde.¹³⁷ Für die deutsche Kolonie stellte der Geburtstag Kaiser Wilhelms II. (am 27. Januar) mit diversen Feierlichkeiten den gesellschaftlichen Höhepunkt dar, zugleich aber auch den krönenden Abschluss im wiederkehrenden Gesellschaftskalender.

Sehr schnell realisierte der neu angekommene Meiji-Deutsche, *daß eine beschränkte Gastfreundschaft Japanern und Deutschen gegenüber auch einen beschränkten Einfluß bedeutete*, wie Otto Schmiedel verriet, und darauf wollte niemand verzichten.¹³⁸ Auf Einladung folgte zwangsläufig Gegeneinladung unter Berücksichtigung saisonaler Besonderheiten. Die in regelmäßigem Abstand stattfindenden Gesellschaften zu oder außer Haus prägten das Sozialleben der Ausländerkolonie. Für einige Hausbesitzer erwies sich dabei die Größe und architektonische Beschaffenheit ihrer Unter-

133 Brief Muthesius an Spalding, 26.4.1888; NM – WBA Berlin. Dies bestätigt J.J. Rein, *Rein-Briefe*, S. 175. Hermann Muthesius (1861-1927) war als junger Architekt im Auftrag der Berliner Baufirma Böckmann & Ende in Tokyo 1887-1891.

134 Brief Muthesius an Spalding, 26.4.1888; NM – WBA Berlin.

135 Schmiedel, *Japan*, S. 65.

136 Ebd., S. 66.

137 *Delbrück-Briefe*, S. 332.

138 Schmiedel, *Japan*, S. 66.

kunft als ständige Herausforderung, die Zahl möglicher Gäste erwartungsgemäß zu bewirten. Nicht alle Gastgeber fanden für dieses Dilemma eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Antwort, wie die praktisch veranlagte Linda Mosse verriet: *Immer nur 12 Personen und dann von Anfang an gründlich mit Essen und Trinken eingeheizt.*¹³⁹

Etwas Besonders stellte immer die Feier des Weihnachtsfestes fernab der Heimat dar. Im Hause des Missionars Otto Schmiedel fanden sich dazu zirka 20 Personen ein, die überwiegend aus den Kreisen der Studenten, Mitarbeiter und Kollegen der Missionsgesellschaft stammten. Das entsprechende Festtagsmenü bereiteten bei ihm die japanischen Hilfskräfte zu – zur Zufriedenheit der anwesenden Gäste.

*Da gab es denn Braten, Gemüse, Salat, Eingemachtes, Tee und zum Nachtsch Kuchen und Apfelsinen in Hülle und Fülle.*¹⁴⁰

Neujahr war stets der Zeitpunkt, an dem die gesamte Dienerschaft ihre guten Wünsche für das bevorstehende Jahr ausdrückte und gleichzeitig ihre Loyalität gegenüber dem Hausherrn bekräftigte. Erwin Baelz, der über die Jahre sehr viel Personal beschäftigte, vermittelt in seinem Tagebuch einen plastischen Eindruck der personalintensiven Situation an Neujahr 1905.

*Morgens kommt die ganze Dienerschaft, verneigt sich zum Boden, wünscht glückliches Neues Jahr. Da ist mein Sekretär mit Frau und Kindern, der Koch mit Frau, Schwiegertochter und zwei Enkeln, der Kutscher mit Frau, der Wagenzieher mit Familie und endlich die Mägde – eine ganze Schar. Die meisten sind über zwanzig Jahre bei mir, sind mit meinem Haushalt verwachsen. Sind doch fast alle ihre Kinder bei mir auf die Welt gekommen.*¹⁴¹

Neujahr markierte im wiederkehrenden Jahresrhythmus aber auch den wichtigen Termin, um die in Japan obligatorischen Grußkarten an Freunde und Bekannte zu überreichen. Dieser Brauch wurde im Allgemeinen von den Bediensteten übernommen; nur bei deutschen wie japanischen Würdenträgern behielten es sich die Meiji-Deutschen vor, den Gruß persönlich zu übermitteln.¹⁴²

*Sämtliche Haustüren stehen offen, auf dem Flur ist eine Schale für Visitenkarten, und, ohne überhaupt zu fragen oder zu klingeln, legt man seine Karten rein und geht weiter. Dies interessante Geschäft betreiben die Japaner tagelang.*¹⁴³

¹³⁹ Mosse-Briefe, S. 235.

¹⁴⁰ Schmiedel, *Japan*, S. 248. Wesentlich größer fiel das Weihnachtsfest 1874 bei Dr. Müller aus, zu dem mehr als 80 Gäste geladen waren, die u.a. mit Gesangseinklagen und Theateraufführungen unterhalten wurden; *Rein-Briefe*, S. 317.

¹⁴¹ Zit. nach Susanne Germann, Erwin von Baelz (1849-1913). *Von Bietigheim nach Tokyo. Eine Biographie*, Ubstadt-Weiher 2014, S. 305 (Bildlegende).

¹⁴² *Delbrück-Briefe*, S. 369. Vgl. auch Schmiedel, *Japan*, S. 249f.

¹⁴³ *Delbrück-Briefe*, S. 369.



Abb. 5.: Familie Baelz mit Dienerschaft

Georg Michaelis' Diener Shinō erledigte am 1. Januar 1889 etwa 30 Hausbesuche und wies den dargebotenen Neujahrstrunk in keinem Fall zurück – *bezecht wie ein Uhrgehäuse* war er abends heimgekommen.¹⁴⁴

Über Geschenke für die Dienerschaft zu bestimmten Anlässen oder als Auszeichnung für treue Dienste erfährt man kaum etwas. Georg Michaelis bemerkte an einer Stelle seiner Briefe nach Hause, dass er gemeinsam mit Otto Hering dem Dolmetscher zu Weihnachten 1886 *zum Lohn seiner Dienste* eine silberne Uhr geschenkt habe.¹⁴⁵ Dagegen wurde Michaelis' umsichtiger Bettō, der sich beim Hausbrand *mal wieder auf's Glänzendste (bewährte)*, in dem er Teile des Mobiliars vor den Flammen gerettet hatte, offenbar nicht eigens ausgezeichnet.¹⁴⁶ Otto Schmiedel erwähnt nur beiläufig, dass die Frau seines Kochs von ihm einmal am Weihnachtsfest einen Gürtel erhalten hat.¹⁴⁷

Reisen ins Landesinnere brachten für die Ausländer stets besondere Probleme mit sich, denn die Qualität der Wege, der Unterkünfte und der Verpflegung entsprachen in keiner Weise minimalen europäischen Vorstellungen. Gerade in der Monsunzeit, wenn in

144 Becker, *Michaelis*, S. 523.

145 Ebd., S. 309. Otto Hering (1859-1929) lehrte 1885-1890 an der Deutschen Vereinsschule in Tokyo Deutsch, Latein, Geschichte und Ethik. Hering stand in enger Verbindung mit dem AEPM.

146 Becker, *Michaelis*, S. 467.

147 Ebd., S. 68.

Tokyo wie Yokohama von Juni bis September unerträgliche subtropische Temperaturen herrschten, rüstete sich die japanische Ausländerkolonie, um in Hakone, Nikkō oder der Nordinsel Hokkaidō *wirksamere Kühlung und Rettung vor der Mückenplage* zu suchen.¹⁴⁸ Den Kammerherrn Ottmar von Mohl zog es mit seiner Familie im Sommer 1888 dennoch in die heiße Kansai-Region, wo die einzelnen Etappen mit der Jinrikscha bewältigt wurden. Über die Reise von Osaka in die alte Kaiserstadt Nara – eine Entfernung von ca. 30 Km – berichtet er in seinen Erinnerungen nicht ohne gemischte Gefühle:

*Diese Art zu reisen gewährt eine herrliche Aussicht auf Land und Leute; man muss freilich die armen Yinrickschakulis (!) bedauern, welche ... die leichten Wagen über oft recht schlechte Strassen im schnellsten Tempo ziehen.*¹⁴⁹

Der Geowissenschaftler David Brauns wies – offensichtlich aus eigener Erfahrung genährt – seine Landsleute bei ausgedehnten Ausflügen oder Exkursionen ins Landesinnere auf bestehende Unzulänglichkeiten Japans hin:

*Einen nicht unansehnlichen Preis zu zahlen, eine beträchtliche Einbuße an Bequemlichkeit, guter Nahrung, Zeit und behaglicher Stimmung zu erleiden hat man jedenfalls bei einer Reise in Japan, und ohne Frage thut man gut, vom europäischen Maßstabe von vornherein abzusehen.*¹⁵⁰

Aus den genannten Gründen war die Mitnahme von Koch und Diener bzw. Bettō dringend geboten.¹⁵¹ Als Alternative wurde empfohlen, *eine ziemliche Menge conservirter Speisen* mitzunehmen,¹⁵² um die Strapazen der herausfordernden Reise abzumildern. Die Diener wurden oft zur Rekognoszierung mit dem Gepäck vorausgeschickt, um den nötigen Komfort für die Herrschaften in den Unterkünften sicherzustellen und für *Fressalien und Getränke* zu sorgen, wie sich Michaelis etwas rustikal ausdrückte.¹⁵³ Die Ehepaare Mosse und Mayet¹⁵⁴ hatten auf ihrer gemeinsamen Reise nach Nikkō im August 1889 insgesamt 11 Bedienstete dabei, was als unbedingt erforderlich angesehen wurde: *Amah und Boy, 2 Kago à 2 Träger, 4 Kulis für die Sänfte, einen Betto.*¹⁵⁵

Je nach Bedarf wurde auch eigens ein Reisedolmetscher angeheuert, vor allem für den Kontakt mit lokalen Honoratioren.¹⁵⁶ Auf einer Dienstreise nach Hokkaidō sah sich auch Albert Mosse nolens volens gezwungen, seinen *Boy* mitzunehmen, *obwohl er mir*

148 Brauns, *Skizzen*, Teil III, S. 760-773, hier. S. 761. Brauns widmete den dritten Teil seiner Japanskizzen ausschließlich dem Reisen im Land.

149 Mohl, *Hofe*, S. 71.

150 Brauns, *Skizzen*, Teil III, S. 761.

151 *Delbrück-Briefe*, S. 246 (Inokashira); Becker, *Michaelis*, S. 181 (Hokkaidō-Reise)

152 Brauns, *Skizzen*, Teil III, S. 771.

153 Becker, *Michaelis*, S. 361. Vgl. auch ebd. S. 375 u. S. 378, S. 389. Siehe auch *Mosse-Briefe*, S. 368 u. S. 374.

154 Paul Mayet (1846-1920), der Finanz- und Sozialexperte wirkte in Tokyo 1876-1893.

155 *Mosse-Briefe*, S. 478. Vgl. auch Koch/Puster, *Knipping*, S. 88f.

156 Becker, *Michaelis*, S. 237.

*nicht von großem Nutzen ist.*¹⁵⁷ In diesem Fall überwogen die konventionellen Zwänge: Die Erwartungen der japanischen Seite sowie die Sorgen der Ehefrau.

Mit Problemen anderer Art hatte der Naturwissenschaftler Rein auf seinen Exkursionen ins Landesinnere zu kämpfen. Da er auch abgelegene Gegenden berührte, in die bislang keine Ausländer gekommen waren und in denen eine gewisse Fremdenfeindlichkeit nicht direkt von der Hand zu weisen war, war Bewaffnung zum Selbstschutz geboten. Er selbst hatte deshalb immer einen Revolver dabei, *um Mißverständnissen vorzubeugen*. Seinem Samuraidiener Sanda trug er auf, seine beiden Schwerter auf Reisen stets griffbereit zu haben.¹⁵⁸

Mehrtägige Exkursionen ins Landesinnere boten oft Gelegenheit, eine andere, verborgene Seite seines Dieners kennenzulernen – sofern denn eine gemeinsame Basis der Kommunikation gelegt war. So hatte auch der schottische Mediziner und Missionar Henry Faulds¹⁵⁹ auf einer Reise nach Nagasaki seinen japanischen Diener dabei,

*who amused us with somewhat preposterous stories of his own doughty doings in the great wars which preceded the Restoration, and who described his marching as one of the guards of a train of bullock-carts laden with solid gold [...].*¹⁶⁰

Reisen in die Provinz waren aber auch eine gute Gelegenheit, das in den Diener gesetzte Vertrauen auf die Probe zu stellen. Der Geograph Rein schickte seinen Diener Hikō im Sommer 1875 allein in abgelegene Orte der Kansai-Region, um dort für etwa drei Wochen naturwissenschaftliches Material zu sammeln und gegebenenfalls zu kaufen. Rein schien sich während seines Japan-Aufenthaltes nicht nur voll und ganz auf Hikō zu verlassen, der eigenständige Auftrag verdeutlichte auch, bis zu welchem Grad eine Arbeitsteilung zwischen Herrn und Diener möglich war. Zugleich bedeutete das selbständige Agieren seines Dieners einen Lackmuestest für das Vertrauen, das Rein in Hikō gesetzt hatte.¹⁶¹

Für die japanischen Diener sehr ungewohnt war der Anblick ihrer zu Fuß gehenden Herrschaften, wenn doch ein *Kurumaya* mit dabei war. So stießen Ernst und Felix Delbrück auf das pure Unverständnis ihrer Diener, als sie während eines Ausfluges in den Badeort Atami Anfang 1889 das milde Wetter genießen wollten, um den Rückweg zum Hotel zu Fuß am Meer entlang zu laufen. Die Reaktion der Bediensteten fiel entsprechend aus:

Das bestärkt natürlich wieder die Kulis von neuem in der Überzeugung, daß die Europäer verrückt sind, denn ein Japaner kann es absolut nicht verstehen, daß

157 *Mosse-Briefe*, S. 453. Vgl. ebd., S. 456.

158 *Rein-Briefe*, S. 273 u. 306. Das war vor 1876, als den Samurai das Tragen der zwei Schwerter per Gesetz verboten wurde. Dabei handelte es sich um das Zeichen der Samuraiwürde.

159 Henry Faulds (1843-1930), schottischer Mediziner und Missionar in Japan 1873-1886.

160 Faulds, *Nine Years*, S. 176.

161 *Rein-Briefe*, S. 367.

*jemand, der Geld und Gelegenheit hat zu fahren, lieber zu Fuß geht; und gar 4 Meilen zu laufen, wenn die bezahlten Wagen hinterherfahren, ist der Gipfel der Verdrehtheit. Wir hörten denn auch, wie mit jedem begegnenden Kuli und in jedem Dorf, das wir passirten, Witze über uns gemacht wurden.*¹⁶²

Wie der Arzt Erwin Baelz berichtet,¹⁶³ war die Dienerschaft in Japan zuweilen wohl auch der Nährboden für Gerüchte aller Art, die in Tokyo kursierten. Aufgrund der geringen Kommunikation zwischen Herrschaft und Diener und dem mangelnden sprachlichen Einfühlungsvermögen auf beiden Seiten wurde manches falsch verstanden, das dann in der Außendarstellung eine fatale Wirkung zeitigen konnte. Während des Russisch-Japanischen Krieges 1904/05 litten die Deutschen in Japan etwa unter einer schlechten Presse, was u. a. durch falsche Meldungen aus Kreisen des japanischen Hauspersonals entfacht worden war. Dieses verbreitete offenbar das Gerücht, alle Deutschen seien Spione im Dienste Rußlands, was auf der japanischen Seite – vor allem in den Medien – zu einem zeitweisen Misstrauen gegenüber allem Deutschen führte.¹⁶⁴

Es kam häufiger vor, dass einige Ausländer ihren persönlichen Diener bzw. ihr Kindermädchen zur Betreuung des Nachwuchses aus Europa mitbrachten und für die Dauer des Japanaufenthaltes weiter beschäftigten. Ein bekannter Fall war der des Kammerherrn Ottmar von Mohl, der als Berater des japanischen Haus- und Hofministeriums in den Jahren 1887 bis 1889 das europäische Hofzeremoniell am japanischen Kaiserhof einführte. Mohl brachte seine Ehefrau, vier Kinder und drei namentlich benannte Bedienstete aus Deutschland mit nach Ostasien: Die Erzieherin Fräulein Stroudman aus Genf, das Dienstmädchen Louise Hammer aus Heidelberg sowie die Kammerjungfer Berta Flöter aus Berlin.¹⁶⁵ Ähnlich verhielt es sich bei dem deutsch-russischen Philosophen Raphael von Koeber, der seinen persönlichen Diener 1893 aus Bayern nach Tokyo mitbrachte.¹⁶⁶ Desgleichen nahm der Münchner Zoologe Franz Doflein seinen oberbayerischen Diener mit nach Japan, der wichtige Hilfs- und Präparierdienste bei Dofleins Forschungen leistete.¹⁶⁷ Um die Kinder von Albert und Lina Mosse kümmerte sich auch in Japan ihre Berliner Kinderfrau Neye, die offenbar großen Anteil an deren innerer Entwicklung hatte. Nach den Worten der ältesten Mosse-Tochter, Martha, *lehrt (sie) uns Polka tanzen und Sträußchen winden und sagte einmal, als ich höchstens vier Jahre alt war, zu mir: ‚Du mußt Dich nie fürchten, der liebe Gott steht immer dicht neben Dir.‘ Dieses Wort hat mich den größten Teil meines Lebens begleitet.*¹⁶⁸

162 *Delbrück-Briefe*, S. 468.

163 Ernst Bälz (1849-1913), 1876-1905 als Arzt in Japan; seit 1890 Leibarzt des Meiji-Tennō.

164 Bälz, *Leben*, S. 284f.

165 Mohl, *Hofe*, S. 2.

166 Koebers bayerischer Hausdiener beging 1912 in Japan Selbstmord. Der als exzentrisch geltende Raphael von Koeber (1848-1923) lehrte von 1893-1914 in Tokyo Philosophie und Klassische Philologie; Zusätzlich unterrichtete er von 1898-1909 an der Musikschule. Siehe zu Koeber https://www.wikivisually.com/wiki/Raphael_von_Koeber (Zugriff 20.2.2021).

167 Doflein, *Ostasienfahrt*, S. 358 et al.

168 Leo Baeck Institute Archives, AR 3271, Collection Martha Mosse, Erinnerungen, S. 1. Martha Mosse (1884-1977). Eine Besonderheit stellte die Familie des japanischen Politikers

Die westliche Dienerschaft war, soweit bekannt, in ihrer Funktion strikt getrennt vom einheimischen Personal; sie wohnte auch abseits von diesem. Den japanischen Dienern werden die westlichen Hilfskräfte in den wenigsten Fällen vorgestanden haben, da sie weder die Landessprache beherrschten noch mit der sozialen Hierarchie in Japan ausreichend vertraut waren. Durchaus denkbar ist aber, dass sie Instruktionen weiterleiteten und sich selbst in der Rolle einer Art Erster Diener sahen, die in der Dienstboten-hierarchie über dem einheimischen Gesinde rangierten.

Ein besonderer Grad der Intimität zwischen Herrn und Diener ergab sich durch Krankheit und Tod. In diesen Extremsituationen drückte sich in persönlicher Sorge und Pflege des Arbeitsgebers dessen Wertschätzung für die betreffenden Bediensteten wie auch Abhängigkeit von ihnen aus. In manchen Fällen hatte sich in Monaten des Zusammenlebens offenbar ein sehr enges Vertrauensverhältnis zwischen Arbeitgeber und Bedienstetem entwickelt, und zwar immer dann, wenn diese Beziehung über die eigentliche Dienstleistung hinausging. Der Architekt Hermann Muthesius war wohl einer der wenigen, der im Briefverkehr näher auf sein krankes Dienstmädchen einging. In einem Brief an seine Eltern von Mitte April 1889 spricht er davon, dass seine Köchin Fusa bereits seit drei Wochen krank sei.¹⁶⁹ Einen Monat später war die Köchin immer noch krank. Da sie ihm zwei Jahre lang *sehr treu gedient (hat)*, wollte er sie nun durch einen Arzt *kurieren lassen*. Zur Pflege der Köchin war bereits deren Mutter angereist.¹⁷⁰ Im darauffolgenden Jahr lag Fusa erneut *sehr schwer krank darnieder*. Der herbeigeholte Arzt diagnostizierte eine Blutung im Unterleib, worauf Muthesius in eigenen Worten auf ein *Frauenleiden* schloß.¹⁷¹ Erneut erstreckte sich der Krankheitszustand der Bediensteten laut den Tagebucheintragungen über mehrere Wochen, in denen Fusa wegen einer Gebärmutterentzündung und eines Magen- und Darmkatarrhs, die sie sich offenbar im Zusammenhang mit einer Abtreibung zugezogen hatte, ins Krankenhaus eingeliefert wurde.¹⁷² Muthesius kümmerte sich zwar um die Köchin und bezahlte die anfallenden Rechnungen, er bemühte sich aber gleichzeitig um Ersatz für die kranke Köchin und sah sich genötigt, auswärts essen.¹⁷³

In den nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Tagebuchpassagen, die zudem in Kurzschrift gehalten sind, erfährt man Näheres über Muthesius Anteilnahme am Krankheitsgeschehen seiner Köchin bzw. der neu eingestellten *musume*: Er hatte ein sexuelles Verhältnis mit ihr und mochte nun ein wenig verstimmt sein, da sie aufgrund ihrer Menstruationsschmerzen für ein Weile für sein sexuelles Bedürfnis ausfiel. Da sich die gleiche Krankheitsgeschichte bei dem neu eingestellten Mädchen abzeichnete,

Aoki Shūzō dar, der mit einer deutschen Adligen verheiratet war und in seinem Haushalt europäische Diener beschäftigt haben soll; Becker, *Michaelis*, S. 146.

169 Muthesius-Brief v. 16.4.1889; NM – WBA Berlin.

170 Muthesius-Brief v. 18.5.1889; ebd.

171 Tagebuch Muthesius v. 27.3.1890. Desgl. v. 29.3.1890; ebd.

172 Tagebucheinträge Muthesius v. 1.4., 4.4., 25.4., 18.5., 23.5.1890; ebd.

173 Tagebucheinträge Muthesius v. 21.4., 25.5., 4.6., 5.6., 6.6.1890; ebd.

sah sich Muthesius gezwungen, gewisse Etablissements aufzusuchen, um seine sexuelle Begierde zu stillen.¹⁷⁴

Der Tod eines Bediensteten und die Reaktion des Dienstherrn kommen in der Memoirenliteratur kaum vor. Eine der wenigen Ausnahmen ist der kurze Bericht der Schweizer Globetrotterin Lina Bögli,¹⁷⁵ die auf ihrer zweiten Weltreise von Oktober 1910 bis August 1912 längere Zeit Station in Japan machte und dort auch als Erzieherin Arbeit fand. Bögli schildert sehr mitfühlend das unerwartete Ableben von Ogawa-san, ihrem *dienstbaren und liebenswürdigen Kammerdiener*, der Anfang Juni 1911 an einem Magenleiden gestorben war.

*Ich habe an dem jungen Menschen ungemein viel verloren; denn er hat nicht nur meinen Zimmerdienst versehen, sondern er hat auch sonst nach allem gesehen. Er war mein Dolmetscher und zum Teil mein Sekretär, da er sämtliche Adressen für meine Japankorrespondenz schrieb.*¹⁷⁶

Im Allgemeinen verabschiedete der erste Hausdiener seinen Dienstherrn bei Antritt zu einer längeren Reise in Japan oder begleitete ihn als Zeichen der Verbundenheit bei dessen Abreise aus Japan persönlich bis zur Einschiffung nach Yokohama.¹⁷⁷ Endgültige Verabschiedungen fielen nicht leicht, besonders wenn ein Diener über viele Jahre hinweg zum engen Vertrauten gereift war und derart zum erweiterten Teil der Familie gehörte. Insofern war die Familie Knipping kein Einzelfall, als sie sich bei der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1891 nach 19-jähriger Tätigkeit nolens volens von ihrem treuen Diener Chōkichi trennen mußte.¹⁷⁸

In selteneren Fällen konnte der japanischen Diener gar dazu bewogen werden, bei Beendigung des Dienstverhältnisses zusammen mit seiner Herrschaft nach Deutschland zurückzukehren, um in einer veränderten Umwelt seine gelobte und effiziente Tätigkeit fortzusetzen. Ein bekannter Fall ist der des Kochs des Ehepaars Fanny und Albert Schinzinger,¹⁷⁹ dessen Name nicht überliefert ist. Im Jahr 1908 kam er mit nach Freiburg und verrichtete dort in der repräsentativen „Villa Sakura“ die gleichen Aufgaben wie zuvor in Tokyo, einschließlich der Beteiligung am regelmäßigen Weihnachts-

174 Tagebuch Muthesius v. 6.6.1890. Siehe den Aufsatz 'Vergebliche Liebesmüh' oder Missverständnisse der besonderen Art? Hermann Muthesius und das „Haus“ in Yotsuya, in: *OAG Notizen* 10/2010, S. 27-32 (=Randnotizen Teil 7). Zum sog. *mekake*-Verhältnis von Europäern in Japan siehe auch Schmiedel, *Japan*, S. 256-258.

175 Lina Bögli (1858-1941), erste Schweizer Reiseschriftstellerin; sie unternahm ihre erste Weltreise 1892-1902 u.a. nach Australien und in die USA, die zweite Weltreise ging 1910-1913 nach Japan, Korea und China.

176 Bögli, *Vorwärts*, S. 122. Vgl. auch ebd., S. 123f.

177 Becker, *Michaelis*, S. 569 (August 1889).

178 Koch/Puster, *Knipping*, S. 131.

179 Albert Schinzinger (1856-1926) war von 1896-1908 als technischer Vertreter der Fa. Krupp, Essen, in Japan. Nach seiner Rückkehr aus Japan war er japanischer Honorarkonsul in Freiburg i. Br. sowie in Berlin (1909-1914 bzw. 1920-1926). Vgl. dazu meinen Beitrag Ein (fast) vergessener Japan-Deutscher: Albert Schinzinger (1856-1926) – Artillerieoffizier, Krupp-Vertreter, japanischer Honorarkonsul und Geschäftsmann, in: *OAG Notizen* 6 (2014), S. 10-22.

spiel, bei dem sein Brotherr traditionell in die Rolle des Nikolaus schlüpfte und er selbst den Knecht Ruprecht verkörperte.¹⁸⁰

Fazit

Aus dem Vorangegangenen dürfte klar geworden sein, dass Diener in den unterschiedlichen Funktionen für den ausländischen Haushalt – sei es Junggesellen- oder Familienhaushalt – in Meiji-Japan unentbehrlich waren. Als gute, geräuschlose wie effiziente Geister hielten sie die Wohnung in Ordnung, bereiteten das Essen zu, wuschen die Wäsche und erledigten vielerlei Botengänge und beförderten ihren Dienstherrn per Riksha sicher an seinen Bestimmungsort. Sie waren die geborenen Mittelsmänner zwischen Ausländern und japanischer Bevölkerung und offenbarten auf vielfache Weise lokale Sitten und Insider-Informationen, die dem Ausländer sonst wegen fehlender Sprachkenntnisse mehrheitlich verborgen geblieben wären. Auf der anderen Seite waren sie wichtige Transmissionsriemen bei der Übertragung westlicher Neuerungen an das breite Volk. Zu einem freundschaftlich-intimen Verhältnis zwischen den abhängigen japanischen Dienstboten und den europäischen Dienstherrn kam es nur in Ausnahmefällen. Davor bewahrten – abgesehen von sprachlichen Barrieren – zumeist gesellschaftliche Schranken sowie ein ausgeprägter kultureller Dünkel, die einen Umgang auf Augenhöhe strukturell nicht zuließen. Das Dienstpersonal blieb in einer prekären Situation letztlich immer den Launen der europäischen Herrschaft ausgeliefert, die von ihrer eigenen Überlegenheit durchdrungen war.

Rolf-Harald Wippich war von 1991-2011 Professor für Geschichte an der Sophia Universität Tokyo. Seitdem lebt und arbeitet er in Luzern/CH als freischaffender Historiker. Sein Forschungsschwerpunkt ist die deutsche Japanpolitik im 19./20. Jh.

Abbildungsverzeichnis

Peter Pantzer/Sven Saaler: *Japanische Impressionen eines Kaiserlichen Gesandten*, OAG im Iudicium Verlag München 2007 (Abb. 1 und 2, S. 147 und 218)

Der schottische Bauingenieur Colin Alexander McVean mit Familie und japanischen Dienstboten (1872): https://www.bigenc.de/w/Colin_Alexander_McVain (Abb. 3)

Bert Becker (Hrsg.): *Georg Michaelis*, OAG im Iudicium Verlag München 2001 (Abb. 4, S. 91)

Susanne German: *Erwin von Baelz (1849-1913). Von Bietigheim nach Tokyo*, Ubstadt-Weiher 2014 (Abb. 5, S. 305)

180 Robert Schinzinger, *Aus meiner OAG-Mappe – Weihnachtsansprachen in Tokyo*, Tokyo 1981, S. 11.